

Welche Partnerschaften scheitern? Trennung und Scheidung von verheirateten und unverheirateten Paaren im Vergleich

Rosenkranz, Doris; Rost, Harald

Veröffentlichungsversion / Published Version

Forschungsbericht / research report

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rosenkranz, D., & Rost, H. (1996). *Welche Partnerschaften scheitern? Trennung und Scheidung von verheirateten und unverheirateten Paaren im Vergleich*. (ifb-Materialien, 2-96). Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-116811>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

I. Einführung

Einleitung

Die Institutionen Ehe und Familie haben sich in der Bundesrepublik stark gewandelt. In den letzten 30 Jahren hat die Ehe den Charakter einer auf Dauer angelegten Lebens- und Versorgungsgemeinschaft verloren; die Wahrscheinlichkeit, daß die Partnerschaft vor dem Scheidungsrichter endet, ist beständig gestiegen. Abgesehen von kleineren Schwankungen hat sich die Zahl der Scheidung seit Anfang der 60er Jahre verdreifacht, rund jede vierte Ehe wird heute geschieden. Schon Goode hatte 1960 nüchtern konstatiert, „daß alle Ehen einmal ein Ende nehmen; die einen mit dem Tod, die anderen mit der Ehescheidung“ (Goode 1960).

Heute kann Scheidung - ja nach Blickwinkel - als „Institutionalisierung von Konfliktmechanismen bei Auflösung des familialen Lebenszusammenhangs durch einen Rechtsakt“ definiert werden (Mühlfeld 1982, 143) oder einfacher als ein „für viele Menschen weitgehend akzeptiertes Korrektiv für gescheiterte Ehen“ (Loidl 1985, 7).

Analog zur Entwicklung der Scheidungszahlen werden alternative Lebensformen wie nichteheliche Lebensgemeinschaften oder Singles zunehmend akzeptiert. Interpretiert wird diese Entwicklung je nach Perspektive als **Bedeutungswandel** von Ehe und Familie (Nave-Herz 1989), als **Bedeutungsrückgang** (Tyrell 1988) oder als **Bedeutungsverlust** (Hoffmann-Nowotny 1987).

Unabhängig davon, welcher Position man sich anschließt, bleibt ein gemeinsamer Nenner bestehen: „Ehe, Familie und Partnerschaft, jahrhundertlang gesellschaftlich und sozial normiert, entfernen sich immer mehr aus der Einflußsphäre sozialer Kontrolle und gelangen zunehmend in den Bereich individueller Gestaltungsmöglichkeiten“ (Schneider 1990, 458). Zugleich spielen heute affektiv-emotionale Faktoren in Partnerschaften eine zunehmend große Rolle, die **Qualität der Beziehung** ist zu einem wichtigen Prädiktor für den Bestand der Ehe geworden.

Zielsetzung der Studie

Was aber macht die Qualität einer ehelichen oder nichtehelichen Partnerschaft aus? Was sind die Kriterien für eine gelingende Partnerschaft? Was macht Partnerschaften stabiler als andere? Was macht Partnerschaften labiler?

Die vorliegende Arbeit basiert auf der Überlegung, daß in jeder Ehe und jeder nichtehelichen Lebensgemeinschaft im Laufe der Partnerschaft Konflikte und Spannungen auftreten. Nur bei einem Teil der Partnerschaften wird jedoch die Beziehung - mittel- und langfristig gesehen - deswegen gelöst. Die Arbeit geht der Frage nach, warum Partnerschaften unter bestimmten Partnerkonstellationen eher **stabil** sind, warum es bei anderen eher zu einer **Trennung** kommt. Hauptziel ist dabei die Analyse von Prädiktoren der Ehestabilität anhand der Daten zweier Längsschnittbefragungen von Partnern aus Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Die Hauptfrage dabei lautet:

Gibt es Konstellationen, die sich besonders partnerschaftsgefährdend auswirken?

Deutlich ist, daß der „Weg zur Scheidung der Prozeß des Scheiterns einer Ehe ist. Er setzt typischerweise nicht plötzlich ein, sondern beginnt als anfangs häufig unbewußtes Auseinanderdriften und setzt sich dann bis zur endgültigen Scheidungsinitiative (...) fort“ (Loidl 1985, 120). Im Kern gilt dabei heute immer noch, was Rene König schon 1976 konstatierte: wir wissen „unendlich wenig über den Prozeß der Konfliktentstehung in der Ehe“ (König 1976, 181).

Bei unseren Analysen beabsichtigen wir kein Verfahren der Prognose der Stabilität oder Instabilität von Partnerschaften im Sinne von kausal verbindlichen „Wenn-dann“-Aussagen zu entwickeln. Dies ist auch als unrealistisch anzusehen. Angestrebt ist jedoch die Eruierung eines Spektrums **stabilitätsgefährdender Konstellationen** von Partnerschaften. Ziel ist die Analyse partnerschaftsgefährdender Konstellationen. Angesichts der Vielzahl soziologischer, rechtlicher und psychologischer Faktoren im Kontext der Entwicklung hin zur Scheidung verbieten sich dabei monokausale Erklärungsansätze von selbst.

Methodisches Vorgehen

Die Scheidung bzw. Trennung vom Partner stellt einen Prozeß des Zusammenbruchs dar, der schon lange vor dem Auseinandergehen einsetzt. Anzunehmen ist, daß der offenen Wahrnehmung des Konflikts oft eine latente Vorbereitungsphase vorausgeht, die den Beteiligten - wenn überhaupt - erst allmählich bewußt wird (König 1976, 181).

Retrospektive Studien, die Bedingungsfaktoren des Scheidungsprozesses analysieren, scheitern häufig genau an diesem Punkt. Häufig wird bei derartigen Analysen vor allem die „Endphase dieses Entwicklungsprozesses bekannt“ (Loidl 1985, 151) und weniger die **Entstehungsgeschichte**.

Ein anderes methodisches Problem stellt zudem neben häufig geringen Fallzahlen die einseitige Datenlage zur Partnerschaftsentwicklung und Scheidung dar. Zum Teil ermöglichen retrospektivische Untersuchungen zwar eine geschlechtsspezifische Differenzierung, Aussagen auf **Paarebene** lassen sich jedoch nur sehr selten treffen. Überlegungen zur Homogamie von Paaren oder auch nur ein Vergleich soziodemographischer Ressourcen (Bildung, Herkunftsfamilie etc.) beider Partner sind damit kaum möglich.

Selbst unter diesen Einschränkungen konstatieren Diekmann und Klein (1991, 277) immer noch „ein Defizit an fallzahlenmäßig umfangreichen Datensätzen mit retrospektiven Angaben zur Familienbiographie“ als „Hauptgrund dafür, daß in der Bundesrepublik bislang nur wenige Arbeiten zur empirischen Analyse der Ehestabilität“ unternommen wurden.

Die von uns zugrundegelegten **Reanalysen** zweier aktueller empirischer Studien können hier neue Erkenntnisse bringen. Der methodische Vorteil der Studien liegt in der Konzentration auf jeweils die Partner. Nicht das Paar ist hier der Gesamtbezug, d.h. es wurden jeweils beide Partner befragt, was Analysen z.B. hinsichtlich der Endogamie ermöglicht. Konzipiert als Längsschnittuntersuchungen kommen die dem „**methodischen Ideal der Scheidungsforschung**“ nahe, da sie mit entsprechenden dynamischen Analyseformen angelegt wurden (vgl. Rottleuthner-Lutter 1989, 611).

Zwar wurden beide Studien nicht explizit zu Fragen der Ehestabilität und Ehequalität erhoben, stehen jedoch in engem Zusammenhang damit und können wichtige Ergebnisse zu

einzelnen Variablen liefern. Allerdings bieten die Studien aufgrund ihres anderen Entstehungszusammenhangs kaum Erkenntnisse z.B. über die Kommunikationsstruktur innerhalb der Partnerschaft, zu Fragen der Zufriedenheit mit bestimmten Lebensbereichen oder den Umgang mit Konflikthemen in der Partnerschaft. Hier muß auf Ergebnisse anderer Studien verwiesen werden.

Zur Verfügung stehen zum einen die Daten der soziologischen Teilstudie des Projektes „Optionen von Paaren beim Übergang der Ehe zur Elternschaft“¹. Basierend auf einer - für die alten Bundesländer **repräsentativen - Stichprobe** von 1.500 Ehepaaren wurden hier in Form einer **echten Panelerhebung** im Abstand von etwa zwei Jahren beide Partner seit 1988 insgesamt vier Mal standardisiert befragt. Im Rahmen des **„Bamberger Ehepaarpanels“** kann die **Partnerschaftsdynamik der ersten sechs Ehejahre** abgebildet werden.

Zum anderen wird teilweise auf die Daten der Untersuchung zu **„Nichtehelichen Lebensgemeinschaften“** zurückgegriffen werden, die ebenfalls als Panel konstruiert ist und mit dem „Ehepaarpanel“ in der Konzeption weitgehend übereinstimmt. Befragt wurden hier seit 1988 in vier Erhebungswellen jeweils beide Partner von etwa 900 Paaren, die ledig, jung und unverheiratet in Bayern zusammenleben.

Untersucht werden als **Kontrastgruppen** die zum Zeitpunkt der letzten Befragung getrennten Ehepaare bzw. die getrennten Lebensgemeinschaften und analog die (Noch-) Verheirateten bzw. zusammenlebenden Lebensgemeinschaften. Aufgrund der Partnerbefragungen können damit u.a. Fragen der Homogamie in Partnerschaften und die Bedeutung für Trennung und Scheidung im Längsschnitt für die ersten Jahre der Partnerschaft abgebildet werden. Aufgrund der langen Laufzeit der Panelerhebung sind so Aussagen zur Trennungsgeschichte zu erwarten, die die Zeit des ersten „ehedauer-spezifischen Scheidungsgipfels“ von vier Ehejahren mit einschließt.

Bedanken möchten wir uns an dieser Stelle bei Dipl.-Psych. Rotraut Oberndorfer und Dipl.-Psych. Ruth Limmer für fachkundige Anregungen.

¹ Das Bamberger Ehepaar-Panel ist die soziologische Teilstudie des Projekts „Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch“. Die soziologische Teilstudie wurde von L. A. Vaskovics, die psychologische Teilstudie von K. A. Schneewind geleitet. Die Gesamtstudie wurde vom Bundesministerium für Frauen und Senioren finanziert. Zur Untersuchungsanlage vgl. Schneewind/Vaskovics et al. 1992.

II. Forschungsstand

1. Ansätze der Scheidungsforschung - ein Überblick

Insgesamt ist festzustellen, daß „die Formulierung einer spezifischen Scheidungstheorie“ noch aussteht. „Es existiert lediglich ein breites Spektrum psychologischer, soziologischer und ökonomischer Theorieansätze“ (Rottleuthner-Lutter 1992, 61). Theoretische Erklärungsansätze im Hinblick auf Scheidung beschäftigen sich insbesondere mit zwei Schwerpunkten:

- Scheidungsfolgen
- Scheidungsursachen

Die für diese Arbeit relevanten Ansätze aus dem Gebiet der „Scheidungsursachenforschung“ werden hier im Überblick dargestellt.

Modernisierungstheorie

Ansätze, die in Zusammenhang mit der Modernisierungstheorie stehen, gehen von einem Funktionswandel der Familie aus. Der Wandel in die Moderne habe Menschen aus ihren traditionellen Bindungen, die bisher Grundlage von Stabilität und Identität waren, gelöst (Beck 1986). Damit besteht die Chance, aber auch der Anspruch und unter Umständen sogar der Zwang, zu einer eigenverantwortlicheren Lebensgestaltung. An Stelle der stabilisierenden Wirkung traditioneller Sozialbeziehungen und sozialer Netzwerke tritt die Anforderung einer „personenbezogenen Stabilität“: „Je mehr Bezüge der Stabilität entfallen, desto mehr richten wir unser Bedürfnis, unserem Leben Sinn und Verankerung zu geben, auf die Zweierbeziehung“ (Beck-Gernsheim 1986, 149). Liebe und Ehe werden zur Hauptinstanz für die Sinn- und Identitätsfindung im Leben. Affektiv-emotionale Überfrachtungen sind eine Folge dieser Entwicklung, die die Stabilität der Partnerschaft belasten.

Die Entwicklungen im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung gehen einher mit einer stärkeren Individualisierung und weitgehenden Veränderungen der weiblichen Normalbiographie, was zum einen die ökonomische Unabhängigkeit von Frauen erleichtert, zugleich aber neue Herausforderungen an Partnerschaften stellt, z.B. die Notwendigkeit zwei (Berufs-)Biographien aufeinander abzustimmen. Subjektive und emotionale Faktoren werden zudem - angefangen bei der Partnerwahl bis zur Erhaltung der Partnerschaft - immer wichtiger in dem Maße, in dem traditionelle, auch ökonomische „Pull“-Faktoren an Bedeutung verlieren. Dies erhöht das Konfliktpotential und damit die Gefahr einer Destabilisierung von Ehe und Familie.

Transmissionshypothese

Dieser Ansatz versucht das Scheidungsrisiko anhand der sozialen Vererbung zu erläutern, was in US-amerikanischen Studien „übereinstimmend nachgewiesen werden konnte“ (Diekmann/Engelhardt 1994, 2). Es wird davon ausgegangen, daß das Ehescheidungsrisiko

im Sinne einer „intergenerationalen Vererbung“ von den Eltern auf die Kinder übertragen wird. Als Erklärungen für die soziale Vererbung eines Scheidungsrisikos werden diskutiert:

- *Streßhypothese*
die Ehescheidung der Eltern erfahren die Kinder im Sinne eines „Push-Effektes“, d.h. sie verlassen frühzeitig das Elternhaus und gehen früh eine eigene Ehe ein.
- *Sozialisationshypothese*
es wird davon ausgegangen, daß die Weitergabe eines bestimmten Verhaltens und entsprechender Lebensorientierungen gegenüber Ehe und Familie über sozialpsychologisches „Modell-Lernen“ stattfindet. Scheidung wird danach von Kindern geschiedener Eltern als Konfliktlösung gelernt.
- *These der ökonomischen Deprivation*
Nach der Scheidung ihrer Eltern wachsen Kinder - häufig bei einem alleinerziehenden Elternteil - z.T. unter Einbußen des Lebensstandards auf. Die damit vielfach einhergehende ökonomische Mangelsituation wird - ähnlich wie bei der Streßhypothese - als Push-Faktor angesehen.

Diekmann und Engelhardt (1994), die die Transmissionshypothese für den deutschen Raum anhand der Daten des DJI-Familiensurveys überprüft haben, gehen davon aus, daß nicht eine These allein zutreffend, sondern jeweils wechselseitige Zusammenhänge wahrscheinlich sind. Zudem fanden sie in ihren Analysen geschlechtsspezifische Unterschiede im Rahmen der „sozialen Vererbung des Scheidungsrisikos“. Männer scheinen unter bestimmten Konstellationen in der Herkunftsfamilie später ein höheres Ehescheidungsrisiko aufzuweisen als Frauen. Zudem scheint für das „Eheschicksal der Söhne der Grund der Auflösung der Elternfamilie“ entscheidende zu sein. Von Interesse ist zudem, daß bei Einzelkindern in der Herkunftsfamilie bei Mann und Frau mit einem höheren Scheidungsrisiko gerechnet werden muß. (Diekmann/Engelhardt 1994, 3-4). In einer kausalen Erklärung des „Vererbungseffektes“ könne eine „verminderte Investitionsbereitschaft“ von Partnern aus risikobehafteten Herkunftsfamilien eine intervenierende Variable darstellen, d.h. entsprechende Partner verhalten sich zueinander eher reserviert, verzichten eher auf partnerschaftsinterne soziale und ökonomische Investitionen wie Kinder, Immobilien etc. in der eigenen Partnerschaft.

Homogamie und Endogamie in Partnerschaften

Insbesondere in den traditionellen „prediction studies“ (siehe unten) wurden Aspekte der Partnerwahl mit Ehestabilität in Beziehung gesetzt. Die sog. Ähnlichkeitsthese basiert auf der Frage, wer mit welchem Partner bzw. welcher Partnerin am wahrscheinlichsten eine glückliche - stabile - langfristige Ehe führen wird. Ähnlichkeiten in den sozioökonomischen Merkmalen wie Alter, Konfession, Berufsstatus etc. werden unter der Endogamiethese diskutiert. Ähnlichkeiten in den psychischen Merkmalen wie persönliche Dispositionen werden anhand der Homogamiethese beschrieben. Traditionelle Studien (vgl. Terman u.a.) versuchten unter der Hypothese „je ähnlicher die Partner, desto größer die Ehezufriedenheit“ und evtl. die Ehestabilität zu argumentieren.

Sinnvoll scheint es uns jedoch bei unserer Datenanalyse in Anlehnung an die Ähnlichkeitsthese neben rein sozioökonomischen Merkmalen oder psychologischen Konstrukten

wie Persönlichkeitsmerkmalen auch Einstellungen und Erwartungen an die Ehe im Partnervergleich mit aufzunehmen (*vgl. Kapitel III*).

Symbolischer Interaktionismus

Die Ehe wird als gesellschaftliches Arrangement gesehen, das „dem einzelnen die Ordnung bietet, in der er sein Leben sinnvoll erfahren kann“ (Berger/Kellner 1965, 220). In diesem Kontext wird der Prozeß der „Konstruktion der Wirklichkeit“ in einer Partnerschaft als besonders relevant erachtet. Dieser Prozeß verläuft stark gesellschaftsspezifisch und stellt eine Leistung dar, die von jedem Paar erbracht werden muß. Eine tragende Rolle kommt in diesem Prozeß der Kommunikation, der Vermittlung über Sprache zu. „Die gesellschaftlich konstruierte Welt muß dem einzelnen fortlaufend vermittelt und aktualisiert werden, damit sie seine Welt wird und bleibt“ (Berger/Kellner 1965, 221). Diese Bestätigung einer gemeinsamen Wirklichkeit kann als kontinuierliches Gespräch, als fortdauernder Austausch zwischen den (Ehe-)Partnern verstanden werden. In ihrem Beitrag „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit“ gehen Berger und Kellner davon aus, „daß man sein Leben grundsätzlich im Gespräch führt. (...) Die Realität der Welt wird erhalten durch das Gespräch mit dem signifikant anderen“ (a.a.O. 222).

Die Ehe ist aus dieser Perspektive ein komplizierter Prozeß. „Die Ehe ist in unserer Gesellschaft ein dramatischer Vorgang, bei dem zwei Fremde aufeinandertreffen und sich neu definieren“ (a.a.O. 223). Unter „Fremden“ werden hier Personen verstanden, die keine gemeinsame Vergangenheit haben. Angesichts der Auflösung traditioneller sozialer Netzwerke mit ihren entsprechenden Sanktionen etc. wird davon ausgegangen, daß Ehepartner heute einen höheren Einsatz an Engagement in die Partnerschaft einbringen müssen. Das Bestehen der Partnerschaft wird abhängig von den Bemühungen beider Partner um die Konstruktion einer gemeinsamen Wirklichkeit.

Scheidung bedeutet nach diesem Konzept nichts anderes als das Scheitern von Ehepartnern an der Konstruktion einer gemeinsamen Wirklichkeit.

Allerdings möchten wir diesen Ansatz zumindest teilweise modifizieren: Immerhin lebten insgesamt 80 Prozent der von uns befragten Ehepartner vor der Eheschließung bereits in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zusammen. Nicht die Eheschließung an sich muß also als entscheidender Zeitpunkt gesehen werden, bei dem zwei „fremde“ aufeinandertreffen und beginnen, sich eine gemeinsame Wirklichkeit aufzubauen, sondern bereits das Eingehen einer Partnerschaft an sich.

Kosten-Nutzen-Modelle und Austauschtheorie

Sogenannten **Kosten-Nutzen-Modellen** liegt die Annahme zugrunde, daß Individuen rational handeln, d.h. daß sie Nutzen und Kosten einer Handlungen abwägen und gemäß dem Grundsatz der Nutzenmaximierung eine Entscheidung zu treffen. Dabei werden im wesentlichen drei Nutzenarten unterschieden: 1. materieller, 2. sozialer und 3. psychischer Nutzen. Bezogen auf die soziale Kleingruppe Partnerschaft bzw. Familie werden unter Nutzen Gratifikationen verstanden, die das Wohlbefinden, die Zufriedenheit, das Glück etc. einer Person erhöhen.

Umgekehrt werden zwei Kostenarten unterschieden:

- 1 Entgangener Gewinn, der dadurch entsteht, daß durch die getroffene Entscheidung andere Alternativen nicht wahrgenommen werden konnten.
- 2 Unangenehme Folgen einer Handlungsentscheidung in Form von direkten/indirekten Sanktionen, aber auch hohe Investitionen bei psychische Energie oder Arbeitskraft.

Austauschtheoretische Modelle gehen ebenfalls von einem rational handelnden Individuum aus. Im Zentrum dieses Ansatzes steht jedoch nicht die Entscheidung des einzelnen, sondern die Beziehung zwischen Individuen, die als Austauschbeziehung gesehen wird. Ausgetauscht werden materielle, soziale und psychische Güter. Lewis und Spanier führten 1979 in ihrem Modell der Ehestabilität die Konstrukte „Attraktoren“ und „Barrieren“ ein, um damit die Tatsache widerzuspiegeln, daß auch nicht-zufriedenstellende Partnerschaften langfristig stabil sein können, wenn attraktive externe Anziehungskräfte fehlen oder mit der Auflösung der Partnerschaft Sanktionen verbunden wären, die dem Individuum mehr Kosten als Nutzen verursachen würden. Eine Partnerschaft gilt dann als stabil, wenn der Austausch von Gütern zwischen den Partnern im Gleichgewicht ist und sich Attraktoren und Barrieren gegenseitig ausbalancieren.

Werden die Erwartungen mindestens eines Partners über längere Zeit nicht erfüllt, verliert die Ehe ihre Existenzberechtigung, das Scheidungsrisiko steigt.

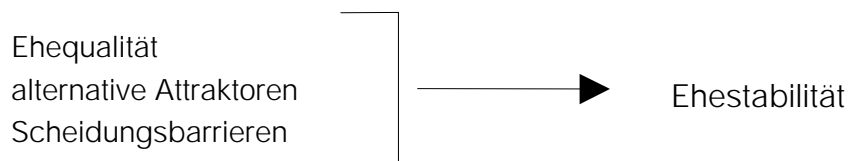
2. Partnerschaften und (k)ein Ende: Das Modell von Ehequalität und Ehestabilität

Bei der Analyse des „Prozesses des Scheiterns“ einer Partnerschaft gehen wir davon aus, daß Trennung ein ambivalentes Geschehen ist und daß es neben den Gründen für eine Trennung auch solche gibt, welche die Trennung in Frage stellen“ (Riehl-Emde/Hänny/Willi 1994, 17).

Die ersten empirischen Studien, in denen Determinanten der Ehequalität bzw. Ehestabilität analysiert wurden, stammen aus den 30er und 40er Jahren (Terman 1938, s.u.). Die Forschungsschwerpunkte lagen im Bereich der Familiensoziologie, untersucht wurden damals insbesondere sozioökonomischen Fragestellungen.

Für die Erfassung der subjektiven Bedingungen der Ehestabilität operationalisierten Lewis und Spanier (1979) - basierend auf empirischen Befunden - das Konstrukt „Ehestabilität“. Um den ambivalenten Prozeß der Trennung zu analysieren, orientieren wir uns bei der Formulierung von Forschungsfragen an diesem Untersuchungsmodell.

Lewis und Spanier operationalisierten in ihrem Modell insbesondere drei, die Ehestabilität beeinflussende Faktoren, die sich wiederum über verschiedene differenzierte Wirkungszusammenhänge gegenseitig beeinflussen.



Die **subjektiv wahrgenommene Ehequalität** ist dabei als zentraler Faktor anzusehen. Sie wiederum wird durch Faktoren der **Zufriedenheit mit der Lebenssituation** und der **Zufriedenheit mit der Partnerschaft**, Fragen der **Lebensplanung** sowie **soziodemographische Ressourcen** der Partner im wesentlichen konstituiert.

3. Sind Scheidungen vorhersagbar? Ein Überblick

„Vorhersagestudien“ zum Ehescheidungsrisiko haben eine lange Tradition. Vor allem in den dreißiger bis fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts versuchten amerikanische Soziologen und Psychologen den weiteren Eheverlauf vorherzusagen. (vgl. Hartmann 1989, 17). Die zentrale Frage dieser „prediction studies“ war die Frage nach der **Vorhersage des Eheerfolgs**. Kriterien waren neben demographischen Hintergrundvariablen die Stabilität der Ehe, das Glück, die Zufriedenheit der Partner sowie das Konzept des „marital adjustments“, der „ehelichen Anpassung“. Eine solche Studie wurde etwa von Burgess und Cottrell (1939) vorgelegt. Bedauerlicherweise ist das Paar hier sowohl die Untersuchungs- als auch die Erhebungseinheit. D.h. die standardisierte Erhebung wurde in den meisten Fällen nur mit einem der Partner durchgeführt, Aussagen für beide Partner liegen meist nicht vor.

Andere Wissenschaftler, wie der Psychologe Terman (1938), führten als Kriterium für den Erfolg einer Ehe das eheliche Glück ein. Er befragte von fast 800 Paaren, die mindestens ein Jahr verheiratet waren, beide Partner unabhängig voneinander und orientierte sich an einem Index der „Eheglücks“ aus folgenden Faktoren: u.a. gemeinsame Interessen der Partner, Selbsteinschätzung des Eheglücks, Dauer unglücklicher Zeiten etc. Im Zentrum seiner Analysen standen diverse Persönlichkeitseigenschaften die er mit Hilfe diagnostischer Standardtests ermittelt. Im **Ergebnis** zeigte sich u.a. ein negativer Zusammenhang des Eheglücks mit einem Mangel an Selbstvertrauen und der Gewohnheit, Schwierigkeiten normalerweise alleine und ohne die Hilfe anderer zu lösen. Bei den soziodemographischen Hintergrundvariablen erwiesen sich u.a.

- das Ausmaß der Bindung an die Eltern
 - deren eheliches Glück
 - die Offenheit sexueller Aufklärung
 - Ähnlichkeiten der Partner hinsichtlich ihrer intellektuellen Fähigkeiten
- als besonders gute Prädiktoren des Eheglücks. Zudem gab es Zusammenhänge zwischen den Kriterien Eheglück und Heiratsalter, der Dauer der Beziehung vor der Ehe und dem Bildungsstand der Partner.

Im Jahr 1953 veröffentlichten Burgess und Wallin Ergebnisse einer Studie, bei der 1940 beide Partner von insgesamt 1000 verlobten Paare schriftlich befragt wurden. Die Paare, die dann tatsächlich heirateten, wurden im Laufe der Ehe weiter untersucht (n=666).

Analysiert wurden die **Variablen**:

- des sozialen Hintergrunds der Partner (wirtschaftliche Lage, Herkunftsfamilie, Einstellungen der Eltern zu Sexualität etc.)
- der Geschichte ihrer Beziehung (Dauer, etc.)
- zu Persönlichkeitseigenschaften
- zu Erwartungen an das eheliche Leben (Kinderzahl, Berufstätigkeit der Frau etc.)
- Index der Zufriedenheit in der Verlobungszeit.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß diese traditionellen „prediction studies“ als Kriterium des Eheerfolges zumindest einen der folgenden Bereiche operationalisierten:

- eheliche Anpassung
- Ehequalität
- Eheglück

Wie bereits erläutert und wie Lewis und Spanier mit dem Konstrukt der „Barrieren“ auch zu zeigen versuchten, gibt es jedoch „sowohl glückliche Ehen geringer als auch unglückliche Ehen hoher Stabilität“ (Hartmann 1989, 135). Dies sollte in künftigen Studien stärker berücksichtigt werden, die Prädiktoren des Scheidungsrisikos analysieren.

Allen diesen Vorhersage-Studien gemeinsam sind zum Teil gravierende **methodische Mängel**:

- Die meisten Studien erfassen die Partnerschaft nur im Querschnitt und erheben Variablen der Partnergeschichte retrospektiv, was wegen der Effekte kognitiver Konsistenz problematisch scheint.
- Die meisten dieser Studien basieren auf kleinen und häufig nicht einmal für eine bestimmte Region repräsentativen Stichproben.
- Hartmann (1989, 24) konstatiert zudem einen Mangel dieser Studien, der in ihrer „zentralen Orientierung auf Vorhersage“ begründet liege. „Voraussetzung einer guten Vorhersage ist aber eine relativ gute Theorie, mit der Erfolg und Mißerfolg von Ehen erklärt werden kann. Die bloße Beobachtung empirischer Regelmäßigkeiten, die Feststellung korrelativer Assoziationen, führt (...) leicht zu Fehlprognosen“. Die in diesen „Studien gefundenen empirischen Regelmäßigkeiten“, so ein Fazit, „unterliegen keiner einheitlichen Systematik“ (Hartmann 1989, 135).

Bezogen auf psychologische Fragestellungen ist auf die Studie von Gottman (1994) hinzuweisen: „What predicts divorce? “. Neben einem historischen Rückblick zur Scheidungsforschung entwickelt er insbesondere Methoden, die aus der Interaktion des Paares auf das Trennungsrisiko schließen lassen. Da die entsprechenden Fragestellungen mit den uns vorliegenden Daten nicht analysiert werden können, soll an dieser Stelle jedoch nicht weiter auf diese systematische Studie eingegangen werden.

4. Scheidungs-Ursachenforschung im Überblick und Forschungsfragen

Um den ambivalenten Prozeß der Trennung zu analysieren, orientieren wir uns am Wirkungsmodell des Konstruktes „Ehestabilität“, das 1979 von Lewis und Spanier als Operationalisierung der subjektiven Bedingungen der Ehestabilität vorgestellt wurde.

Generell gehen wir von der Überlegung aus, daß aus den wichtigsten **Beziehungsproblemen** auch maßgebliche **Trennungsursachen** resultieren. **Belastungsfaktoren** der Partnerschaft stehen im Prozeß des „Weges zur Scheidung“ in engem Zusammenhang mit den späteren Trennungsursachen. Wichtig ist es zu berücksichtigen, daß es sich dabei um einen **multikausalen Prozeß** handelt. Der Entscheidung für eine Ehescheidung oder Trennung „liegt nie nur eine einzige „Ur“-Sache zugrunde“ (Nave-Herz 1990, 42).

Loidl beschreibt seine entsprechenden, qualitativ gewonnenen, Ergebnisse so: „Der Prozeß des Scheiterns einer Ehe reicht mit seinen Wurzeln oft schon weit zurück, wird in den ersten Anfängen sicher kaum bewußt von den Ehepartnern wahrgenommen und führt über erste Manifestationen (Unlust, Unwillen etc.) über diverse „Eheverfehlungen“ bis zur Scheidungsinitiative und damit fast ausnahmslos auch endgültig zur Scheidung. Dieser Weg ist gleichzeitig auch die Entwicklungsgeschichte des Scheidungsgrundes“ (1985, 125). Anhand der uns vorliegenden Paneldaten wollen wir diesen Prozeß und seine Einflußfaktoren in *Kapitel III.* näher analysieren.

Im weiteren werden Ergebnisse der Ursachenforschung des Scheiterns einer Ehe zu folgenden Bereichen im Überblick dargestellt:

- Soziodemographische Ressourcen der Partner:
- Zufriedenheit mit der Partnerschaft
- Zufriedenheit mit der Lebenssituation
- Herkunftsfamilie und Transmissionshypothese
- Besonderheiten eines Vergleich der Kontrastgruppen „Getrennt/scheidungswillig“ und „(Noch)-Verheiratet“ auf Paarebene

Wir werden bei vielen Fragestellungen Fragen der **Homogamie** in Partnerschaften einbeziehen, um daran evtl. Unterschiede zwischen den Gruppen der Getrennten/Geschiedenen und der Paare in noch existierende Partnerschaften herauszufiltern. Die **Effekte von Homogamie und Endogamie** sollen dabei vor allem im Hinblick auf die **Stabilität** von Partnerbeziehungen diskutiert werden.

„Gleich und gleich gesellt sich gerne“ und „Gegensätze ziehen sich an“: die Frage nach Homogamie oder Heterogamie von Partnerschaften wurde auch in Scheidungsstudien häufig thematisiert - in Anlehnung an Analysen zur Partnerwahl. So geht die Theorie der komplementären Bedürfnisse von einem eher stabilitätsfördernden Effekt von Unterschieden aus (Heterogamie, stabilisierender Effekt unterschiedlicher einander ergänzender Persönlichkeiten). Die Theorie der gemeinsamen Interessen betont dagegen den stabilisierenden Effekt von Ähnlichkeiten (Homogamie) (vgl. Hartmann 1989, 33; 135 f.).

Formell sind bei den Merkmalskombinationen, die stabilitätsfördernd oder -mindernd wirken, zwei Arten zu unterscheiden:

1. Kombinationen, bei denen **das gleiche Merkmal bei beiden Partnern in unterschiedlicher Intensität** ausgebildet ist.
2. Das **Zusammentreffen eines Merkmals** bei einem der Partner mit **bestimmten Ausprägungen eines Merkmals** beim anderen Partner.

Dieser Aspekt wird also - wenngleich nicht immer explizit ausgeführt - im folgenden immer mitgeführt. Die Ergebnisse zu diesem Komplex sind insgesamt widersprüchlich. Burgess und Cottrell waren mit die ersten, die einen Index des „marital adjustment“ verwendeten, um den Grad der Anpassung zwischen den Ehepartnern abzubilden. Gefragt wurde u.a. nach dem Ausmaß gemeinsamer Interessen, der Übereinstimmung in wichtigen Lebensfragen (Hartmann 1989, 19). Insgesamt lassen sich entsprechende Ergebnisse eher vage so zusammenfassen: Es gibt „fast keine Hinweise darauf, daß Unähnlichkeit günstig für den Erfolg einer Ehe ist“ (Hahlweg, 123).

Soziodemographische Ressourcen der Partner

Sozioökonomischer Status und Bildung

Die Ergebnisse zum Zusammenhang von Scheidungsrisiko und sozioökonomischen Faktoren sind widersprüchlich. Zum Teil werden dabei inverse Beziehungen festgestellt, d.h. mit steigendem Einkommen und steigender Bildung nimmt auch das Scheidungsrisiko ab. Andere Studien ergaben dagegen U-förmige Zusammenhänge, die insbesondere darauf zurückgeführt werden, daß Frauen mit hohem formalen Abschluß ein höheres Scheidungs-

risiko haben. Einige Untersuchungen gehen aufgrund einer höheren Bildung von Frauen von einem sog. „Unabhängigkeitseffekt“ aus. (vgl. Hartmann 1989, Rottleuthner-Lutter 1989, Diekmann/Klein 1991).

Schneider konstatiert jedoch zusammenfassend, daß im Moment „keine eindeutigen Aussagen über die Zusammenhänge zwischen dem sozioökonomischen Status und der Scheidungshäufigkeit“ getroffen werden können (Schneider 1990, 460).

Wir wollen daher anhand unserer Daten überprüfen, welchen Einfluß formale Bildung und Berufsposition auf das Scheidungsrisiko haben?

Berufstätigkeit

Laut Untersuchungen von Nave-Herz zum Einfluß der Frauenerwerbstätigkeit auf das Scheidungsrisiko falsifiziert sie die These, daß Hausfrauen-Ehen stabiler seien als die mit erwerbstätiger Ehefrau. Sie konstatiert, daß die „instabile Ehe bei einem hohen Teil von Hausfrauen die Veränderungen ihres bisherigen Hausfrauenstatus und die Übernahme einer Erwerbstätigkeit“ bewirke. (Nave-Herz 1990, 35 f.)

Allerdings konstatiert sie für beide Frauengruppen jeweils spezifische Belastungsmomente. So könne bei einer erwerbstätigen Ehefrau eine ungleiche Verteilung der häuslichen Arbeitsteilung das Ehescheidungsrisiko erhöhen, bei nichterwerbstätigen Frauen könne dies die Unzufriedenheit mit dem Hausfrauendasein bewirken. Ihre Analysen zeigen im Ergebnis, daß bei mehr Getrennten als Verheirateten die Zuständigkeitsbereiche für die Hausarbeit nicht festlagen, zudem sei bei den erwerbstätigen getrennten Frauen mit „Hausfrauenmodell“ häufiger über Konflikte berichtet worden.

Anhand unserer Daten wollen wir überprüfen, inwieweit sich Unterschiede hinsichtlich der Arbeitsteilung nach getrennten Paaren und Paaren in stabilen Partnerschaften finden lassen?

Allerdings warnt Nave-Herz vor einem zu vereinfachenden Modell einer unilinearen Wirkungskette. Die Reihenfolge „Erwerbstätigkeit der Frau - doppelte Belastung bei traditioneller innerfamiliärer Arbeitsteilung - Erhöhung des Ehescheidungsrisikos“ ist in der Realität nicht zwingend. Unterschiedliche Paare und Partner verarbeiten den gleichen Tatbestand eigendynamisch und damit evtl. intern unterschiedlich. Vorhandene Spannungen können damit jedoch im Sinne eines „Verstärkereffekts“ stärker motiviert werden, lautet ein Fazit.

Heiratsalter

Ein „eindeutiger, vielfach bestätigter Zusammenhang besteht zwischen dem Scheidungsrisiko und den Heiratsalter“ (Rottleuthner-Lutter 1989, 611). Instabilität der Ehe infolge einer frühen Heirat und evtl. junger Elternschaft wird begründet mit mangelnder Reife der Partner, mangelnder Rollenkompetenz und wenig Partnerschaftserfahrungen, die zu Irrtümern und Fehleinschätzungen führen (vgl. Diekmann/Klein 1991). Am scheidungsanfälligsten sind - angloamerikanischen Studien zufolge - Ehen, bei denen beide Partner unter 21 Jahre alt sind.

Andererseits ist bei später Eheschließung davon auszugehen, daß individualisierende Effekte die Bereitschaft zur Kompromißfähigkeit erschweren. Wagner (1991) konnte zudem

zeigen, daß insbesondere Personen scheidungsgefährdet sind, die vor der Ehe alleine gelebt haben, d.h. eine andere, alternative Lebensform kennen und praktiziert haben.

Anhand unserer Daten wollen wir überprüfen, inwieweit getrenntlebende Paare tendenziell jünger sind? Zu beachten ist hier allerdings, daß insgesamt 80 Prozent aller von uns befragten Ehepartner vor der Eheschließung mit ihrem Partner bereits nichtehelich zusammengelebt haben.

Altersdifferenz der Partner

Höhn (1980) zeigte für die Bundesrepublik, daß sich die Alterskonstellation der Ehepartner auf das Scheidungsrisiko auswirkt. Besonders günstige Konstellationen für die Ehestabilität liegen demnach vor, wenn entweder die Braut zwischen 21-25 und der Bräutigam 26-30 Jahre alt ist oder wenn sich beide Partner zum Zeitpunkt der Heirat in den späten 20er Jahren befinden.

Ehedauer

„Ehen werden nicht unmittelbar nach Eintreten ihres Scheiterns geschieden“ (Loidl 1985, 123). Inklusiv eines „Weges zur Scheidung“ gehen Diekmann und Klein im Ergebnis von einem „sichelförmigen“ Verlauf des Ehescheidungsrisikos aus. Ein Maximum der Ehescheidungen liegt zwischen dem zweiten bis fünften Ehejahr. Diekmann und Klein führen dies auf zwei Faktoren zurück: die Heterogenität stabilerer und instabiler Ehen sowie die „Kumulation ehespezifischer Investitionen im Verlauf der Ehe“. Das Scheidungsrisiko, so ihre These, wird in den ersten Ehejahren zunehmen, wenn „insbesondere die instabilen Ehen einen wachsenden Risikopfad aufweisen“ (Diekmann/Klein 1991, 274). Risiko-steigernde Merkmale der Ehepartner, die vor der Eheschließung nicht ausreichend bekannt waren, werden zunehmend sichtbar. Damit wächst die Gefahr einer Scheidung mit der Ehedauer (s.u.).

Wir möchten an dieser Stelle allerdings zu bedenken geben, daß eheliche Partnerschaften überwiegend nicht als „tabula rasa“ mit dem Tag der Eheschließung beginnen, sondern meist auf eine voreheliche Geschichte zurückgreifen können. 80 Prozent der von uns befragten Paare lebten vor der Eheschließung mit ihrem Partner in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, im Durchschnitt lebten diese Paare bereits zwei Jahre zusammen und kannten sich bereits ca. dreieinhalb Jahre. Insofern werden wir bei Fragen ehedauerspezifischer Entwicklungen in unsere Analysen die Gesamtdauer der Partnerschaft mit einbeziehen.

Konfession und Religiosität

Auch die Konfessionszugehörigkeit wirkt als Determinante des Scheidungsrisikos. Insbesondere in älteren Studien zeigte sich, daß Protestanten im allgemeinen ein höheres Scheidungsrisiko haben als Katholiken und insgesamt konfessionelle „Mischehen“ besonders gefährdet sind (Bumpass/Sweet 1972). Wir gehen anhand unserer Daten der Frage nach, inwieweit sich die beiden Kontrastgruppen in Bezug auf Religiosität unterscheiden.

Wohnortgröße

Eine weitere traditionelle Determinante der Ehestabilität ist die Wohnortgröße. Festgestellt wurde ein deutliches „Stadt-Land-Gefälle“, wobei das Scheidungsrisiko von städtischen zu ländlichen Regionen abnimmt (vgl. Rottleuthner-Lutter 1989, 612).

Kinderzahl

Zu den klassischen Einflußfaktoren der Ehestabilität gehört auch die Kinderzahl. Auch hier sind die empirischen Befunde allerdings nicht eindeutig. Der überwiegende Teil an Studien geht davon aus, daß das Ehescheidungsrisiko mit zunehmender Kinderzahl sinkt (u.a. Höhn 1980). Insgesamt scheint aber nicht die Kinderzahl als solche die ausschlaggebende Determinante für das Scheidungsrisiko zu sein, sondern das Alter der Kinder. Nur bei kleinen Kindern unter 5 Jahren läßt sich ein ehestabilisierender Effekt nachweisen. Nach Höhn (1980) verliert die Kinderzahl mit zunehmender Ehedauer an Bedeutung für die Stabilität der Ehe. Welcher Zusammenhang besteht zwischen Kinderzahl und Scheidungsrisiko?

Als **zusammenfassender** Exkurs:

Hinsichtlich des Einflusses soziodemographischer Merkmale auf das Scheidungsrisiko kamen Diekmann und Klein in ihrer Analyse des Sozioökonomischen Panels (Diekmann/Klein 1991, 286) zu folgenden Ergebnissen:

das Scheidungsrisiko von Erstehen **wächst** u.a.

- mit der höheren Schulbildung der Ehefrau
- der Mobilität und der Wohnortgröße

einen **risikomindernden** Einfluß üben aus:

- höheres Alter bei der Eheschließung
- Geburt eines Kindes
- katholische Religionszugehörigkeit

Zufriedenheit mit der Partnerschaft

Die institutionellen Elemente von Partnerschaft und Familie werden zunehmend durch partnerschaftlich orientierte Faktoren abgelöst. Nach Roussel (vgl. Schneider 1990, 458) gehört zu diesem Typus der „Partnerschaftsehe“ auch die Möglichkeit der „leichten Scheidung“. Der Bestand einer solchen Ehe ist an das Vorhandensein von Vorteilen für die Partner geknüpft. Werden die Erwartungen mindestens eines Partners über längere Zeit nicht erfüllt, verliert die Ehe ihre Existenzberechtigung.

Das heißt, was als tragender Sinngehalt der Ehe bleibt, ist die emotionale Bindung zwischen den Partnern. „Damit verlöre aber die Institution an Instabilität, denn wenn die Liebe zum wesentlichen Gehalt der ehelichen Beziehung würde, dann gäbe es keinen Grund mehr an der Ehe festzuhalten, wenn die Gefühle erloschen sind“ (Rottleuthner-Lutter 1989, 608).

Aus austauschtheoretischer Perspektive werden von den Partnern insbesondere immaterielle Ressourcen wie Liebe, Verständnis, Geborgenheit etc. in die Partnerschaft eingebracht. Nach diesem Verständnis ist die Ehe um so stabiler, je befriedigender das eheliche Austauschverhältnis ist.

Nach einer qualitativen Studie von Schneider (1990) sind **Partnerschaften vor der Trennung** demnach in hohem Maße durch **interpersonale Spannungen** auf folgenden Ebenen gekennzeichnet:

- gegenseitige Wertschätzung
- Kommunikationsverhalten
- Einstellungen und Interessen
- Entfaltungsmöglichkeiten
- sowie generell durch eine Verarmung und Routinisierung der Partnerschaft.

Das Austauschverhältnis besteht also nicht mehr zur Zufriedenheit der Partner oder wenigstens eines Partners.

Lassen sich interpersonale Spannungen vor der Trennung in der Reanalyse bestätigen

Zu diesem Komplex gehört auch ein **Vergleich** der jeweils von den Partnern genannten **Trennungsursachen**. Insgesamt ist zu vermuten, daß interpersonelle und intrapsychische Faktoren wie Kommunikationsprobleme, unterschiedliche Interessen und Einstellungen als Trennungsgründe immer wichtiger werden, während Ursachen wie Trunksucht etc., die Goode in den 1960er Jahren feststellte, zunehmend an Bedeutung verlieren (Schneider 1990, 461).

Matthias (1993) konstatiert als Ergebnis einer Scheidungsanalyse: „Durch die gestiegenen psychischen Anforderungen an die Ehe und die hohen affektiv-emotionalen Ansprüche an den Ehepartner ist ein Scheitern der Ehe häufig ‘vorprogrammiert’. Läßt sich dies in unseren Reanalysen bestätigen? Welche Erwartungen haben beide Partner an eine Ehe? Gibt es bei Geschiedenen/Getrennten hier mehr Unterschiede zwischen den Partnern?

Dynamik der Paarbeziehung

Ausgehend von austauschtheoretischen Überlegungen basiert eine moderne Partnerschaftsehe nach Roussell auf affektiv-emotionalen Gratifikationen. Mit zunehmender De-Institutionalisierung von Beziehungen müssen Partner stärker an ihren Beziehungen „arbeiten“, ihre eigene private Kultur entwickeln, interaktiv ihre Partnerschaft gestalten. Willi (1991, 347) spricht von einer „inneren Behausung“, die zwischen den Partnern aufgebaut werden muß. Ähnlich hatten dies schon 1965 Berger und Kellner aus Sicht des Symbolischen Interaktionismus interpretiert. Als beständiges Intimverhältnis erfordert die Ehe demnach die Ausbildung einer „gemeinsamen Wirklichkeit“ der Partner. Scheidung bedeutet nach diesem Ansatz, daß die Konstruktion dieser gemeinsamen Wirklichkeit gescheitert ist und die Partner ihre Konsequenzen ziehen.

Der Fortbestand einer solchen Ehe ist an das Vorhandensein von Vorteilen für die Partner geknüpft. Die Zufriedenheit mit der Partnerschaft ist entsprechend von folgenden Faktoren abhängig: Kommunikation, Interaktion, affektiv-emotionale Gratifikationen.

Kommunikation

Effektive Kommunikation zwischen den Partnern trägt zur Ausbildung einer gemeinsamen Wirklichkeit bei, fördert die Entwicklung gemeinsamer Interessen, fördert das gegenseitige Verständnis etc..

Häufigkeit der Interaktion

Gemeinsam verbrachte Zeit ist Basis gemeinsamer Erfahrungen, schafft Raum für eine eigene, ganz private „Wirklichkeit“ der Partner. Gibt es Unterschiede in der Freizeitorientierung von getrennten und verheirateten Paaren?

Emotionale Gratifikationen

Gegenseitiges Vertrauen, Verständnis, befriedigende Sexualität etc. sind emotionale Gratifikationen, die dem einzelnen in einer Partnerschaft zuteil werden. Sie bestimmen weitgehend die Zufriedenheit mit der Partnerschaft und werden umgekehrt, wie bereits oben angeführt, als Belastungsfaktoren in den Trennungsprozess stark eingehen.

Weisen Paare in einer stabilen Partnerschaft Gemeinsamkeiten auf verschiedenen Ebenen auf, z.B. haben sie eher gemeinsame Überzeugungen, Wertorientierungen oder eine hohe Akzeptanz der Interessen des Partners?

Exkurs: Sexualität

Auch wenn man sich nicht aus sexualmedizinischer Sicht mit der Frage beschäftigen möchte „Tötet die Ehe die Lust“ und mit der Erkenntnis zufriedengeben will, daß „der Ehestand kein anhaltendes Lustoptimum garantiert“ (Schnabl 1994, 215), so zeigt sich doch, daß Sexualität in Partnerschaften eine wichtige und zugleich überaus ambivalente Rolle als emotionale Gratifikation zukommt - je nachdem als Belastungsfaktor oder Stabilisierungseffekt. Gibt es Unterschiede in der Übereinstimmung der Partner bezüglich ihrer Vorstellungen von Sexualität bei getrennten und nicht getrennten Paaren?

Auftreten von Außenbeziehungen - „Alternative Attraktoren“

Das Auftreten von Außenbeziehungen „kann als Indiz einer kritischen Situation einer Ehe gesehen werden, wobei es unbedeutend ist, ob der andere Partner davon erfährt oder nicht“ (Loidl 1985, 121)

Push- und Pull-Faktoren

Es gibt Situationen, in denen eine Trennung zwar (...) vorteilhaft erschiene, in denen es aber aufgrund finanzieller, rechtlicher, normativer oder sozialstruktureller Restriktionen zu keiner Trennung kommt“ (Hartmann 1989, 108). Derartige Pull-Situationen werden als charakteristisch für die (anfänglichen) Phasen des Zerfalls der Partnerschaft angesehen: „Leere und Gleichgültigkeit - der Mangel an Befriedigung bei gerade noch erträglicher Belastung“ (Loidl 1985, 160). Lassen sich Unterschiede in der Bewertung derartiger Pull-Situationen ausmachen?

Zufriedenheit mit der Lebenssituation

Einbindung in soziale Netzwerke

Soziale Netze wirken in vielfältiger Weise als Determinanten der Ehestabilität. Sie können sie stärken, in dem sie emotionale Sicherheit und wichtige Informationen vermitteln, finanzielle Unterstützung oder Dienstleistungen einbringen. Unter Umständen kann aber auch ein destabilisierender Effekt eintreten, weil die Zugehörigkeit zu sozialen Netzen (Familie, Freunde etc.) auf Reziprozität angelegt ist und insofern auch Gegenleistungen, „Kosten“ verursacht. Eine These läßt sich jedoch ableiten:

Insbesondere in ländlichen Regionen könnte die höhere soziale Kontrolle den innerfamiliären Zusammenhalt von außen stärker als in städtischen Regionen unterstützen. Gibt es Unterschiede nach der Wohnortgröße?

Herkunftsfamilie

Neben soziodemographischen Prädiktoren des Scheidungsrisikos wird in einigen Studien auch die Möglichkeit der intergenerationalen Transmission des Scheidungsrisikos diskutiert.

Qualitative Untersuchungen von Eva Dane zur Sozialisation verlassener Frauen zeigten, daß diese „Frauen unter eher einschränkenden Sozialisationsbedingungen aufgewachsen sind; ihnen standen in der Interaktion der Eltern nur wenig Modelle für „sozial potentes“ Verhalten zur Verfügung, sie haben weniger gleichmäßige Zuwendung erfahren, sich weniger akzeptiert gefühlt und weniger Möglichkeit zur Äußerung von Kummer (...) gehabt. Sexualität war in ihren Elternhäusern noch strenger tabuisiert als in den Elternhäusern der partnerschaftlich verheirateten (und gegangenen) Frauen“. (zitiert nach Müller-Luckmann 1990, 700).

Hertha Collins qualitative Studien zeigten zur Herkunftsfamilie partnerschaftlich verheirateter Männer, daß sie u.a. „aufgrund der stärkeren Berufstätigkeit ihrer Mütter (...) ein Frauenbild vermittelt bekamen, das auch ihre nichttraditionellen Vorstellungen von der Rolle der Frau und vom Zusammenleben der Geschlechter mitgeprägt“ hat und daß sie nicht als Einzelkind, sondern mit Geschwistern aufgewachsen sind, was im Sinne einer stärkeren Anpassungsbereitschaft gewertet wird etc.

Intergenerationale Transmission

Diekmann und Engelhardt (1994) nahmen anhand des DJI-Familiensurveys eine gezielte Überprüfung der Transmissionshypothese vor². Sie kamen zu folgenden Ergebnissen:

- Stammt mindestens ein Ehepartner aus einer Scheidungsfamilie, so läßt sich „im Vergleich zu anderen Kategorien der Herkunftsfamilie ein wesentlich höheres Risiko prognostizieren“ (Diekmann/Engelhardt 1994, 220).

² Für die Beschreibung des methodischen Vorgehens siehe Diekmann/Engelhardt 1994, S. 218 f.

Offenbar gibt es jedoch **geschlechtsspezifische Unterschiede des Transmissionseffektes**:

- Einen starken Transmissionseffekt machten sie für Söhne aus Scheidungsfamilien aus, nicht jedoch bei Söhnen, die ihren Vater aus anderen Gründen verloren hatten.
Nicht die Unvollständigkeit der Familie, so ihre Überlegung, ist die wichtige Determinante für die Transmission, sondern der **Grund der Familienauflösung** ist „entscheidend für das Eheschicksal der Söhne“ (Diekmann/Engelhardt 1995, 3).
- Bei Frauen aus Scheidungsfamilien ist der Transmissionseffekt geringer als bei Männern. Für Frauen gilt - unabhängig von der Ursache -, daß eine Auflösung der eigenen Herkunftsfamilie das Scheidungsrisiko für die eigene Ehe „moderat erhöht“.

Interessant ist, daß bei **Einzelkindern** in der Herkunftsfamilie in der späteren Ehe mit einem höheren Scheidungsrisiko gerechnet werden muß. „Der Effekt ist signifikant und unabhängig vom Geschlecht“ (Diekmann/Engelhardt 1995, 4). Als Begründung wird vermutet, daß Einzelkinder in geringerem Maß als Kinder mit Geschwister lernen, mit partnerschaftlichen Konflikten umzugehen.

Entsprechend gehen wir der Frage nach, inwieweit Ehepartner in einer stabilen Ehe eher aus einem intakten Herkunftsmilieu kommen und dies auch positiv erlebt haben. Evtl. orientiert sich ihr eigener Lebensentwurf eher an der Herkunftsfamilie, die als Vorbild gesehen wird.

Besonderheiten eines Vergleichs der Kontrastgruppen „Getrennt/ scheidungswillig“ und „(Noch)-Verheiratet“ auf Paarebene

Es ist unklar, „ob nicht auch stabil verheiratete Personen dieselben Klagen über den Ehepartner vorbringen wie scheidungswillige Personen. Insbesondere dort, wo Ehescheidungen subjektiv über Unzufriedenheiten mit dem Partner erklärt werden, wäre ein Vergleich mit scheidungsunwilligen Personen sinnvoll“ (Hartmann 1989, 30). Die Analyse zweier Kontrastgruppen - der Getrennten und der (Noch-)Verheirateten - erlaubt Antworten auf die Frage „was Menschen aus einer stabilen Partnerschaft (...) sagen würden“ (Riehl-Emde/Hänny/Willi 1994, 17).

Heterogamie

Unter Rückgriff auf eine mathematisch ausgerichtete „Scheidungsrisikofunktion“ untersucht Diekmann (1991, 612f.) das Konstrukt der „Mover“ und „Stayer“ in Partnerschaften. Wird die Partnersuche als Suchprozeß unter der Bedingung unvollständiger Informationen aufgefaßt, so lassen sich zwei Merkmalskategorien unterscheiden:

1. Suchmerkmale
formale Bildung, Status, physische Attraktivität etc.
Manifeste Merkmale, vor der Eheschließung erkennbar
2. Erfahrungsmerkmale
Informationen sind häufig erst nach der Eheschließung erkennbar

Es besteht die Möglichkeit, daß die an äußeren Faktoren orientierte Partnerwahl zu Irrtümern führt, die erst durch „Erfahrungswerte“ bekannt werden. Damit werde, so Diekmann,

zwischen den untersuchten Paaren Heterogenität erzeugt. Es könne angenommen werden, daß das Risiko einer Scheidung in der Kategorie der Enttäuschten steigt. In der anderen Gruppe, in der die Erwartungen mit den Informationen während der Ehe übereinstimmen, vermindert sich das Trennungsrisiko mit der Ehedauer. D.h. risikoerhöhende Merkmale der Ehepartner, die vor der Heirat als solche gar nicht oder kaum erkennbar waren, werden nun eher sichtbar und lassen damit die Wahrscheinlichkeit einer Ehescheidung anwachsen (Diekmann/Klein 1991, 274).

Zudem könne mit fortschreitender Ehedauer von einem „Wachstum ehespezifischer Investitionen“ ausgegangen werden, was sich durch einen „Rückkopplungseffekt“ deutlich mache (Diekmann 1991, 611). Zu diesen Investitionen werden insbesondere die Verwirklichung von Kinderwünschen gezählt.

- Je stabiler die Ehe, je langfristiger die Ehedauer aus der Sicht der Partner eingeschätzt wird, um so stärker sind die Ehepartner geneigt, in die Ehe zu „investieren“, wodurch sich auf der anderen Seite wieder die Ehestabilität erhöht (Diekmann 1991, 613).
- Je mehr „ehespezifisches Kapital“ akkumuliert wurde, desto geringer ist die objektive Scheidungswahrscheinlichkeit“ (Hartmann 1989, 110).

Nach Diekmann läßt sich die These ableiten, daß „Probeehen“ zu einer Verminderung des Scheidungsrisikos führen. Abzuleiten wäre daraus folgende These:

Je länger sich Ehepaare vor der Eheschließung kennen, um so geringer sind die Enttäuschungen in Bezug auf „Erfahrungsmerkmale“.

III. Ergebnisse

1. Beschreibung der Stichprobe

Zur Verfügung stehen zum einen die Daten der soziologischen Teilstudie des Projektes „Optionen von Paaren beim Übergang der Ehe zur Elternschaft“, das vom (damaligen) Bundesministerium für Frauen und Senioren finanziert wurde. Basierend auf einer - für die alten Bundesländer **repräsentativen - Stichprobe** von 1.500 Ehepaaren wurden hier in Form einer **echten Panelerhebung** im Abstand von etwa zwei Jahren beide Partner seit 1988 insgesamt vier Mal standardisiert befragt. Im Rahmen des **„Bamberger Ehepaar- Panels“** kann neben der Familiengründungsphase auch die **Partnerschaftsdynamik der ersten sechs Ehejahre** abgebildet werden.

Zum anderen kann teilweise auf die Daten der Untersuchung zu **„Nichtehelichen Lebensgemeinschaften“** zurückgegriffen werden, die ebenfalls als Panel konstruiert ist und mit dem „Ehepaarpanel“ weitgehend vergleichbar ist. Befragt wurden hier seit 1988 in vier Erhebungswellen jeweils beide Partner von etwa 900 Paaren, die ledig, unter 35 Jahren und unverheiratet in Bayern zusammenleben.

Wird Scheidung im Sinne einer Konfliktlösungsstrategie betrachtet, können die zum Zeitpunkt der letzten Befragung getrennten Ehepaare bzw. die getrennten Lebensgemeinschaften und analog die (Noch-) Verheirateten bzw. zusammenlebenden Lebensgemeinschaften als Kontrastgruppen gegenübergestellt werden. Aufgrund der Partnerbefragungen können für beide Studien damit u.a. Fragen der Homogamie in Partnerschaften und ihre Bedeutung für Trennung und Scheidung im Längsschnitt für die ersten Jahre der Partnerschaft abgebildet werden.

1.1 VORTEIL EINER PARTNERBEFRAGUNG IM LÄNGSSCHNITT

Ein Nachteil früherer - amerikanischer - „prediction studies“ war der Querschnittscharakter der Studien sowie der methodische Bezug auf das Paar als Erhebungseinheit. Häufig wurden hier nicht beide Partner, sondern nur ein Partner jeden Paares befragt, was eine paarinterne Differenzierung bzw. Aussagen über Homogamie etc. selbstredend unmöglich macht.

Aussagen beider Partner zum Trennungsprozeß ergeben hier validere Ergebnisse. Der Vorteil einer Partnerbefragung, wie sie oben beschrieben wurde, liegt zudem darin, daß sie Informationen über Paare bietet, die (noch) nicht getrennt sind. Antworten werden möglich auf die Frage „was Menschen aus stabilen Partnerschaften (...) sagen würden“ (Riehl-Emde/Hänny/Willi 1994, 17).

Der Panelcharakter der Studie verhindert zudem der Problem von Erinnerungslücken und von Formen kognitiver Dissonanzen, wie sie vor allem bei retrospektiven Befragungen auftreten. Loidl konstatiert ein weiteres Handikap retrospektiv angelegter Untersuchungen: „wenn wir uns den oft langwierigen Ablauf bis zur Scheidung einer Ehe vor Augen führen

(...), während dessen sich Ansichten, Vorstellungen und Bewertungen der Partner wandeln (...), so muß klar festgestellt werden, daß hier eben primär die Endphase dieses Entwicklungsprozesses bekannt wird“ (Loidl 1985, 151).

Keine Aussagen können in der vorliegenden Arbeit über kohortenspezifische Konstellationen getroffen werden, da die Ehepaare alle der gleichen Heiratskohorte angehören (vgl. Diekmann/Klein 1991, 273).

Außerdem handelt es sich hier durchweg um Erstehen, so daß nur Aussagen zu einer ersten Scheidung und nicht zu „besonderen Risikopotentialen“ von Zweitehen etc. zu treffen sind (Klein 1992, 222).

1.2 VERGLEICH EHE UND NICTHELICHE LEBENSGEMEINSCHAFTEN

Durchgängig wird hier davon ausgegangen, daß der Unterschied zwischen der Auflösung von Ehen und der von nichtehelichen Partnerschaften ein gradueller ist (vgl. Kapitel 2.2). Allerdings werden in der Literatur auch Unterschiede etwa im Trennungsverhalten konstatiert. So manifestiert sich der Prozeß der Ehescheidung offenbar in drei Ebenen (Nave-Herz 1990, 45):

1. *Aufkündigung der ehelichen Lebensgemeinschaft*
bewußte Vermeidung gemeinsamer Aktivitäten etc.
2. *Aufkündigung der Haushaltsgemeinschaft*
räumliche Trennung beginnt; Eheauflösung wird einer breiteren Öffentlichkeit angezeigt
3. *Ehescheidung*
gerichtliche Auflösung der Ehe, Statuswechsel von „Verheiratet- zum Geschiedensein“

Die Trennung nichtehelicher Partnerschaften läuft - qua status - weniger formalisiert. Bei einer Trennung ist hier mit weniger schwerwiegenden Folgen zu rechnen als bei einer Ehescheidung (Bsp.: Unterhalt, Sorgerecht etc.).

Mit fortschreitender Dauer der nicht-institutionalisierten Beziehung werden diese Unterschiede weiter nivelliert. Insgesamt nehmen wir jedoch an, daß langdauernde, nichteheliche Partnerschaften sich in Bezug auf Partnerschaftsverlauf bzw. Trennungsprozeß kaum von langjährigen, institutionalisierten Ehen unterscheiden.

Und für beide gilt, daß wir davon ausgehen, daß niemals ein einziger Grund den Ausschlag für die Trennung oder Eheauflösung gibt, sondern stets mehrere Faktoren diesen Prozeß veranlassen (vgl. u.a. Matthias 1993, 84).

2. Vergleich von Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften: Einflußfaktoren der Partnerschaftsstabilität

2.1 EINFÜHRUNG UND PROBLEMSTELLUNG

Wir gehen davon aus, daß der Prozeß der Scheidung einen Zusammenbruch der Partnerschaft darstellt, der schon lange vor dem eigentlichen Trennungsakt einsetzt. Aus diesem Grund analysieren wir in einem ersten Schritt die Ausgangssituation der Befragten. Dabei sollen insbesondere zwei Faktoren untersucht werden:

- Charakteristika beider Lebensformen
- die Qualität der jeweiligen Beziehungsform, d.h. wie die Paare aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften und junge Paare kurz nach der Eheschließung mit ihrer Partnerschaft zufrieden waren etc.

Ein weiterer Teil geht der Frage nach, warum es bei den Geschiedenen oder getrennten Paaren überhaupt zur Trennung gekommen ist. Analysiert werden die wichtigsten Trennungsgründe, mögliche Einflußfaktoren und der Trennungsverlauf. Dabei wird auf Unterschiede im Antwortverhalten beider Lebensformen eingegangen.³

Die Analysen folgen dabei der Überlegung, daß Ehepaare eher eine dauerhafte Partnerschaft vor Augen haben, während nichtinstitutionalisierte Lebensformen wie die nichteheliche Lebensgemeinschaft ein weniger traditionelles Arrangement akzeptieren. Evtl. ist Unabhängigkeit für diese Lebensform besonders wichtig. Wie weiter oben skizziert wurde, handelt es sich bei der Scheidung häufig um einen schwerwiegenderen Akt als bei der Trennung einer nichteheliche Lebensgemeinschaft.

2.2 DIE TRENNUNG VON EhePAAREN UND NICTHELICHEN LEBENSGEMEINSCHAFTEN - ERGEBNISSE IM ÜBERBLICK

Vergleichende Analysen des Trennungsprozesses beider Lebensformen zeigten folgende Hauptergebnisse:

Insgesamt konnte unsere **Vermutung bestätigt** werden, daß der Unterschied im Trennungsprozeß beider Lebensformen ein **gradueller Unterschied** ist. Deutliche Unterschiede zeigen sich jedoch z.T. nach dem Geschlecht.

1. Partner beider Lebensformen nehmen eine Trennung sehr ernst, jeweils über die Hälfte gibt an, unter der Trennung sehr bzw. ziemlich stark gelitten zu haben. Jeweils rund drei Viertel der getrennten/geschiedenen Befragten gab an, die Trennungsphase als stark belastend empfunden zu haben.

Frauen aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften leiden mehr unter der Trennung als Männer, bei den Ehepaaren ist es umgekehrt. Fast 70 Prozent der Männer und rund 45

³ Dieser Teil beruht zum Teil auf den Arbeiten von K. Schittenhelm, die sich im Rahmen einer (unveröffentlichten) Diplomarbeit an der Universität Bamberg 1995 mit diesen Fragen beschäftigte.

Prozent der Frauen gaben hier an, stark und sehr stark unter der Trennung zu leiden.

„Alternative Attraktoren“ spielen beim Trennungsempfinden eine Rolle: Hatte der Partner zum Zeitpunkt der Trennung bereits eine neue Beziehung aufgenommen, wurde die Trennung vom „übriggebliebenen“ Partner meist als schmerzhaft empfunden.

2. Entsprechend der Annahme, daß Ehescheidung als Prozeß anzusehen ist, der schon lange vor der eigentlichen Trennung/Scheidung beginnt, zeigte sich für Partner beider Lebensformen, daß später getrennte Paare insgesamt
 - weniger glücklich in ihrer Beziehung waren
 - häufiger Trennungsgedanken hatten

Insgesamt ist festzustellen, daß Partner in nichtehelichen Lebensgemeinschaften ihre Beziehung tendenziell kritischer beurteilen. Diese Lebensform wird häufig als Erprobung der Partnerschaft angesehen. Die Frage nach der Fortsetzung der Beziehung wird daher häufiger gestellt. Hinzu kommt, daß für nichteheliche Lebensgemeinschaften eine Trennung mit geringerem Aufwand durchzuführen wäre. Insgesamt ist dies jedoch kein Hinweis darauf, daß nichteheliche Lebensgemeinschaften ihre Beziehung leichtfertiger beenden als Ehepaare.

3. Partner beider Lebensformen haben insgesamt die gleichen Erwartungen an ihre Partnerschaft. Ehepaare betonen etwas stärker Faktoren wie Geborgenheit, Familienleben und Kinderwunsch, Partner aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften betonen stärker Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung. Die Unterschiede sind jedoch tendenziell zu sehen.
4. Bei beiden Lebensformen lassen sich Anzeichen erkennen, daß das Auftreten bestimmter Ereignisse in der Kindheit des Risiko einer Scheidung oder Trennung erhöht.
5. Auch bei der Angabe **subjektiver Trennungsgründe** unterscheiden sich beide Lebensformen nur graduell. Es sind überwiegend **partnerschaftsinterne** Gründe, die als ausschlaggebend für die Beziehung angegeben werden: Kommunikationsprobleme, Das „Gefühl sich auseinandergelebt zu haben“, mangelnde Übereinstimmung der Interessen. Nichteheliche Lebensgemeinschaften messen dem Trennungsgrund „Langeweile und Routine“ relativ viel Bedeutung bei.
Ehepaare geben hier rein numerisch mehr Gründe für die Trennung an.
6. Bei beiden Lebensformen ist ein Rückgang traditioneller Trennungsgründe zu verzeichnen, wie sie noch von Goode (1960) beschrieben wurden. Kaum genannt werden Gewalt in der Partnerschaft oder Alkoholprobleme. Ehefrauen beklagen insgesamt einen Mangel an Achtung und Akzeptanz, Partnerinnen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften konstatieren eher das Fehlen einer gemeinsamen Zukunftsperspektive.
7. Frauen beider Lebensformen messen den Trennungsgründen insgesamt mehr Bedeutung bei. Offenbar stellen sie höhere bzw. andere Ansprüche an eine „gute“ Beziehung als Männer.
8. Kommunikation innerhalb der Partnerschaft spielt für beide Geschlechter eine große Rolle. Männer machen jedoch eher einen „Mangel an gemeinsamen Interessen“ für gestörte Kommunikation verantwortlich, Frauen gewichten eine „problemlösende Kommu-

nikation“ stärker. Bei Frauen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften liegt das Erwartungsniveau an „gute Gespräche“ zudem besonders hoch.

Beim Einfluß von Berufstätigkeit oder der Entwicklung einer neuen Partnerschaft zeigen sich Unterschiede zwischen den Lebensformen:

9. Bei **Ehepaaren** spielt das Vorhandensein einer neuen Beziehung bzw. die Untreue eines Partners eine stärkere Rolle. Allerdings wird die neue Beziehung von Betroffenen eher als Anlaß für die Auflösung einer bereits vorher krisenhaften Beziehung gesehen und weniger als eigentlicher Grund der Scheidung. Vor allem Frauen wählen offenbar den unmittelbaren Weg aus einer gescheiterten in eine neue Beziehung. Bei den Ehepaaren sind deshalb Frauen häufiger die Initiatoren der Scheidung.

Im folgenden wird zu ausgewählten Ergebnissen näher auf die Situation von Ehepaaren im Vergleich zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften eingegangen.

Erwartungen an die Partnerbeziehung

Hier ergaben sich weder zwischen den Lebensformen noch zwischen den beiden Ehepaar-Gruppen Unterschiede. „Verlassen auf den Partner“, „viele Gesprächsthemen“, „Genug Zeit füreinander“, „Anerkennung durch den Partner“, „Treue“, Verständnis durch den Partner“ sowie „sexuelle Einigkeit“ werden am häufigsten und von allen Partnern genannt.

Sexualität

Mit Hilfe von Fragen nach der Übereinstimmung der Partner in Bezug auf „Vorstellung von Sexualität“ soll versucht werden, die Homogamie der Partner in diesem Bereich zu analysieren. Zwischen den Lebensformen lassen sich kaum Unterschiede feststellen, wenngleich die nichtehelichen Lebensgemeinschaften etwas weniger gemeinsame Vorstellungen bezüglich ihres Sexuallebens haben.

Interessant ist, daß sich zwischen getrennten und nichtgetrennten Ehepaaren praktisch keine Differenzen in diesem Bereich feststellen lassen. Bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften ist dies deutlich anders. Nichtehele Paare, die sich später trennten, konstatieren hier deutlich mehr Unterschiede zwischen den Vorstellungen beider Partner.

Selbsteinschätzung der Beziehung

Die Entwicklung und das Vorhandensein von Trennungsgedanken im Verlauf der Beziehung kann Hinweise auf die Stabilität einer Beziehung geben. Überwiegend zeigen die nichtehelichen Lebensgemeinschaften hier eine etwas kritischere Einschätzung ihrer Beziehung als die Ehepaare.

Insgesamt zeigt etwa ein Viertel der Ehepaare eine Veränderung der Einschätzung, in der Regel die Einschätzung, die Beziehung habe sich verschlechtert. Der Fragebogen enthält allerdings in beiden Studien keine direkte Frage nach Konflikten in der Beziehung. Insofern ist das Kriterium einer „Beziehungsbewertung“ nur bedingt für die weitere Analyse unserer Fragestellung geeignet.

Subjektive Trennungsgründe

Den befragten getrennten Ehepartnern und getrennten nichtehelichen Lebensgemeinschaften wurde jeweils eine Skala subjektiver Trennungsgründe bzw. -ursachen vorgegeben, deren „ausschlaggebende“ Bedeutung gewertet werden sollte.

Vorgelegt wurde ihnen eine Skala von 1 (bedeutungslos) bis 5 (sehr ausschlaggebend), auf der verschiedenen Trennungsfaktoren bewertet werden sollten. Dabei handelt es sich um subjektive Faktoren, d.h. es kann durchaus die Untreue eines Partners vorliegen, allerdings muß dies nicht zwangsläufig als ausschlaggebender Trennungsgrund angegeben werden.

Sowohl bei den Ehepaaren als auch bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften zeigt sich, daß klassische Trennungsursachen wie Alkohol, Untreue, körperliche Gewalt, wie sie von Goode u.a. beschrieben wurden, an Bedeutung verloren haben. Im Vordergrund stehen bei Partnern beider Lebensformen emotionale Ursachen der Trennung bzw. Scheidung. **Partnerschaftsinterne Probleme** habe eine stärkere Gewichtung erhalten, was im Sinne einer austauschtheoretischen Perspektive nur konsequent ist. **Affektiv-emotionale Ursachen** werden bei beiden Lebensformen am häufigsten als ausschlaggebende Trennungsursachen genannt.

Die wichtigsten Trennungsgründe sind dabei bei beiden Lebensformen weitgehend ähnlich. Für beide Lebensformen sind die Hauptfaktoren:

- unterschiedliche Entwicklung beider Partner
- Unvermögen, miteinander über Schwierigkeiten und Probleme in der Partnerschaft zu sprechen
- Routine, Langeweile in der Partnerschaft
- fehlendes Einfühlungsvermögen des Partners

Die Ehepaare beklagen häufiger „fehlende Gemeinsamkeiten“ und „fehlende Akzeptanz“ in der Partnerschaft, letzteres wird v.a. von Frauen häufiger angegeben.

Insgesamt messen Ehepaare den einzelnen Trennungsgründen mehr Bedeutung bei als nichteheliche Paare. Sie nennen tendenziell mehr Gründe für das Scheitern ihrer Partnerschaft. Die Lebensform Ehe muß offenbar durch eine höhere Problembelastung gekennzeichnet sein, bevor es zu einer Trennung kommt.

Bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften fällt auf, daß diese signifikant häufiger „Auseinandergelebt“ als Trennungsursache angeben. (vgl. Vaskovics/Rupp 1995, 168)

Geschlechtsspezifische Unterschiede

Geschiedene Ehefrauen geben als Scheidungsursachen am häufigsten an

- Kommunikationsprobleme
- Langeweile, Routinisierung der Partnerschaft
- keine Zukunftsperspektive
- fehlende Achtung

Geschiedene Ehemänner, das zeigt eine Faktorenanalyse, nennen am häufigsten

- Fehlen einer gemeinsamen Basis. Fehlendes Vertrauen, Unreife des Partners etc.
- Kommunikationsprobleme
- Beruf. Immerhin ein Viertel der Männer gibt an, darin einen wichtigen Grund für die Trennung zu sehen.

- „Partner hatte jemand anderen kennengelernt“.
Geschiedenen Ehemänner nennen deutlich häufiger als Frauen eher den Auslöser der Scheidung, der weniger als Ursache denn im Sinne eines „scheidungsprozeßgenerierten Grundes“ zu sehen ist.

Getrennte Frauen aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften geben überwiegend folgende Gründe als ausschlaggebend an:

- Routine und Auseinanderleben der Partner
- schlechte Kommunikation („wir konnten nicht über unsere Schwierigkeiten und Probleme reden“)
- fehlende Perspektive der Partnerschaft

Getrennte Männer aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften führen ihre subjektiven Trennungsursachen in einer vergleichbaren Struktur an wie geschiedenen Ehemänner an, allerdings gewichten sie die einzelnen Gründe als weniger ausschlaggebend (Vaskovics/Rupp 1995, 172).

Wie bei den Ehepaaren zeigen auch hier die Ergebnisse, daß Affären, neue Außenbeziehungen eines Partners oft Auslöser einer Trennung sein können

Insgesamt zeigt sich, daß typischerweise am häufigsten Partnerschaften gelöst werden, in denen keine konkreten Heiratsambitionen bestanden haben.

Ein Vergleich der subjektiven Trennungsursachen nach Lebensform zeigt, daß beide Beziehungsformen

- Kommunikationsproblemen
- fehlenden Gemeinsamkeiten
- und dem Gefühl, sich unterschiedlich entwickelt bzw. sich auseinandergelebt zu haben eine besondere Bedeutung beimessen.

Offenbar lassen sich dabei für beide Lebensformen zwei generelle Partnerschaftsverläufe beschreiben, die zu einer Trennung führen.

Typ 1:

Paare, die - auch nach längerer Beziehungsdauer - nur wenig Übereinstimmung oder gemeinsame Zukunftsperspektiven entwickelt haben. Offenbar setzt hier eine Resignation der Partner ein, die Trennung wird als (einzige) Lösung gesehen.

Typ 2:

Paare haben sich - letztlich unabhängig von der Beziehungsdauer - auseinanderentwickelt. Häufig wird hier ein Mangel an Kommunikation zwischen den Partnern beklagt. Die Partner entfernen sich immer mehr voneinander und gehen schließlich als letzten Schritt entgegengesetzte Wege.

Initiative zur Trennung

Interessant ist, daß sich insbesondere bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften Unterschiede nach dem Initiatorstatus der Trennung ergeben. Befragte, die sich selbst als

Initiator der Trennung bezeichnen, nennen in der Regel mehr Trennungsgründe als Menschen, die ihren Partner als Initiator betrachten.

Differenziert nach dem Geschlecht zeigt sich, daß bei beiden Lebensformen deutlich über zwei Drittel der Frauen die Trennung einleiten.

Bei Ehepaaren ergreift zudem die Hälfte derjenigen, die bereits eine neue Beziehung in Aussicht haben, auch die Initiative zur Trennung. Bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften sind es sogar über achtzig Prozent.

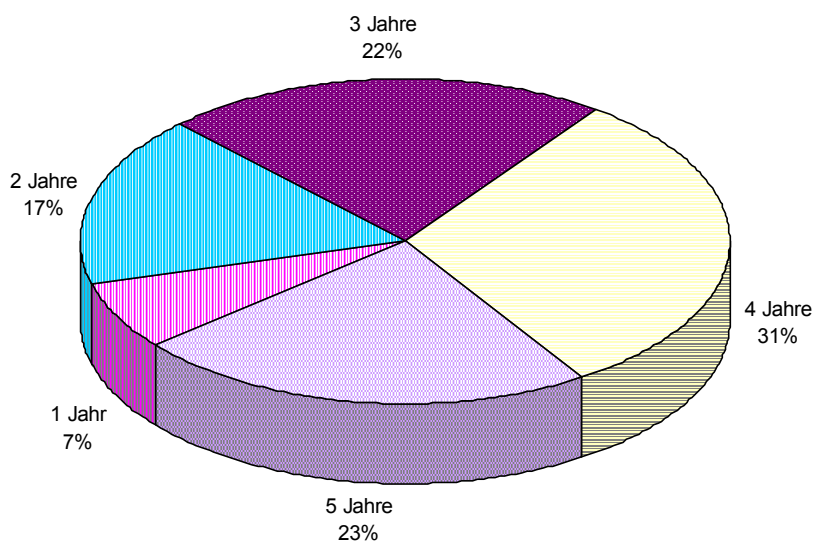
Insgesamt läßt sich feststellen, daß im Bereich Trennung und Scheidung Unterschiede zwischen beiden Lebensformen allenfalls marginal vorhanden sind. Trennung beruht auf einem Prozeß der Partnerschaftsentwicklung, der zwar zum Teil geschlechtsspezifische Differenzen aufweist, der sich im übrigen jedoch weitgehend unabhängig von der Lebensform der Partner abspielt.

3. Ehepaare - Einflußfaktoren der Partnerschaftsstabilität

Ein Vergleich des Trennungsprozesses bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Ehepaaren zeigte ein wesentliches Ergebnis: Die Unterschiede im Antwortverhalten zwischen Partnern in beiden Lebensformen sind bezogen auf Unterschiede hinsichtlich Trennung und Scheidung insgesamt eher gradueller Art. Aus diesem Grunde halten wir es für vertretbar, die Analyse nur für die Gruppe der Ehepaare sowohl auf **Individualebene** als auch auf **Paarebene** fortzusetzen. Analysiert werden sollen die Kontrastgruppen der (noch-)verheirateten und der getrennten Ehepaare. In Anlehnung an unsere bisherigen Ausführungen lassen sich damit implizit auch Erkenntnisse über die Partner in nichtehelichen Lebensgemeinschaften gewinnen.

In einem ersten Schritt skizzieren wir die Situation dieser beiden Gruppen zum Zeitpunkt ihrer Eheschließung. Analysiert werden dabei in Anlehnung an die „prediction studies“ in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Unterschiede und Übereinstimmungen der Partner in soziodemographischen Merkmalen sowie bei verschiedenen Fragen der Zufriedenheit mit der Partnerschaft bzw. mit dem eigenen Leben insgesamt. In einem zweiten Schritt wird anhand ausgewählter Merkmale auf deren Veränderung im Laufe der Partnerschaft eingegangen.

Abbildung 1: Ehedauer zum Zeitpunkt der Trennung



QUELLE: Staatsinstitut für Familienforschung 1996

Als methodische Einschränkung ist u.a. folgendes anzumerken:

Insgesamt trennten sich 113 Ehepaare in diesem Zeitraum, deren Angabe für unsere Analyse zur Verfügung standen. Das entspricht 8 Prozent der Gesamtzahl der Ehepaare des Panels. Innerhalb des sechsjährigen Beobachtungszeitraums im Rahmen des „Bamberger Ehepaar-Panels“ konnten nur 78 getrennte Paare gezielt befragt werden. Dies sind im Ver-

gleich zum statistischen Erwartungswert (bezogen auf die allgemeinen statistisch erfaßten Ehescheidungsquoten) nur sehr wenige Fälle. Weitere Trennungsfälle werden in den Panelausfällen vermutet, da viele Adressen im Längsschnitt nicht weiterverfolgt werden konnten. Von weiteren 35 Paaren lag die Information über eine Trennung vor. Aus verschiedenen Gründen konnte hier keine Befragung erfolgen. Diese geringeren Fallzahlen führten bei einzelnen Fragestellungen zu Restriktionen in der Datenanalyse.

Die obenstehende Abbildung 1 zeigt die Ehedauer zum Zeitpunkt der Trennung.

Die folgende Übersicht zeigt den Stand des Trennungsprozesses bei den getrenntlebenden Ehepaaren.

Tabelle 1: Stand der Trennung bei getrenntlebenden Ehepaaren

Von den Paaren, die sich im Laufe der 6 Panel-Jahre getrennt hatten, waren zum Zeitpunkt der letzten Befragung:

28 Prozent	getrennt
40 Prozent	geschieden
32 Prozent	in einem laufenden Scheidungsverfahren

Gottman hat diesen Sachverhalt so interpretiert: „ironically, although many marriages end in divorce, attempts to predict marital dissolution over 3-5-year periods often are plagued by low base rates of divorce. In part, this problem simply reflects the fact that it can take many years before an unsatisfying marriage formally dissolves“ (Gottman 1994, 88). Zum anderen führt er dies auf methodische Probleme der Erhebung zurück: Paare, die sich zu einer Langzeit-Studie über Ehescheidungsfragen bereit erklären, haben häufig ein sehr geringes internes Scheidungsrisiko. Das zweite Problem wird durch die Anlage unserer Untersuchung minimiert, da diese thematisch in einem völlig anderen Kontext entstanden ist. Insgesamt ist also davon auszugehen, daß die Scheidungsziffer der von uns befragten Ehepaare höher liegt als dies anhand der vorliegenden Daten den Anschein hat. Unseren Analysen liegen hier jedoch die bis einschließlich der letzten Befragung getrennten Paare zugrunde.

Im folgenden stellen wir Ergebnisse zum Einfluß sozialstruktureller Faktoren vor, erläutern Elemente der Partnerschaftsbiographie, Zusammenhänge zwischen Herkunftsfamilie und Ehescheidungsrisiko im Sinne der Transmissionshypothese und gehen ein auf Fragen der Homogamie in den Ehen.

3.1 SOZIALSTRUKTURELLE FAKTOREN

Insbesondere in den traditionellen „prediction studies“ wurden Aspekte der Endogamie mit Ehestabilität in Beziehung gesetzt. Die sog. Ähnlichkeitsthese basiert auf der Frage, wer mit welchem Partner bzw. welcher Partnerin am wahrscheinlichsten eine glückliche - stabile - langfristige Ehe führen wird. Ähnlichkeiten in den sozioökonomischen Merkmalen wie Alter, Konfession, Berufsstatus etc. werden unter der **Endogamiehypothese** diskutiert.

Die Ergebnisse zum Zusammenhang von Scheidungsrisiko und sozialstrukturellen Faktoren sind jedoch in der entsprechenden Literatur insgesamt widersprüchlich dargestellt. Schneider (1990, 460) hatte konstatiert, daß im Moment „keine eindeutigen Aussagen“ in dieser Hinsicht getroffen werden können.

Mit unseren Ergebnissen von Paaren in Erstehen können wir zeigen, daß sozialstrukturellen Faktoren bei der Bestimmung des Scheidungsrisikos insgesamt eine sehr geringe Rolle zukommt. Bei der überwiegenden Mehrheit der in diesem Zusammenhang von uns getesteten Variablen lassen sich keine Unterschiede zwischen Paaren feststellen, die sich im Laufe der sechsjährigen Erhebung trennten und solchen, die zum Befragungsende noch verheiratet waren.

Formale Bildung

Hinsichtlich der Bildung lassen die beiden Kontrastgruppen keine Unterschiede erkennen. Es gibt in unseren Daten keine Hinweise, daß z.B. eine höhere formale Bildung ein höheres Scheidungsrisiko bedingt. Dies gilt auch für die Analysen auf Paarebene. Insgesamt läßt sich hier für beide Gruppe eine hohe Endogamie feststellen. Die Partner beider Gruppen sind hinsichtlich ihres Bildungsabschlusses zu über der Hälfte der jeweiligen Gruppe endogam (Bsp.: beide Partner Realschule). Geschlechtsspezifische Ungleichverteilung in der formalen Bildung der Ehepartner sind nicht zu beobachten, d.h. weder Überlegungen zum Zusammenhang von steigendem Scheidungsrisiko und höherer Bildung der Frau noch zur paarinternen Ungleichheit lassen sich in unseren Analysen bestätigen.

Berufsstatus

Ebenso verhält es sich mit dem Berufsstatus. Auch hier lassen sich weder auf der Individual- noch auf Paarebene signifikante Unterschiede zwischen den Kontrastgruppen ausmachen. In unseren Analysen läßt sich also ein Zusammenhang zwischen höherem Berufsstatus der Frau und Anstieg des Scheidungsrisikos auf der sozialstrukturellen Ebene nicht nachweisen.

Alter

Hinsichtlich der Altersverteilung der Partner lassen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen den (Noch-)Verheirateten und den Später-Getrennten ausmachen. Beide Gruppen zeichnen sich durch eine sehr endogame Altersstruktur aus. D.h. es gibt anhand unserer Daten keine Anzeichen, daß die Getrennten in einem jüngeren Alter sind.

Wohnortgröße

Bezogen auf die Größe des Wohnortes lassen sich keinerlei Unterschiede feststellen. Ein Stadt-Land-Gefälle hinsichtlich des Scheidungsrisikos läßt sich mit unseren Daten nicht belegen.

Einkommenssituation

Die Analyse des persönlichen Nettoeinkommens auf Individualebene zeigt keine signifikanten Unterschiede zwischen den beiden Kontrastgruppen. Offenbar ist für die Bestimmung des Ehescheidungsrisikos die Höhe des eigenen - verfügbaren - Einkommens keine bestimmende Variable.

Ähnlich verhält es sich beim Haushaltseinkommen. Auch hier lassen sich keine signifikanten Unterschiede in der Höhe des Haushaltseinkommens bei beiden Kontrastgruppen feststellen. Überlegungen hinsichtlich eines Zusammenhangs zwischen hohem Einkommen und Anstieg des Scheidungsrisikos können anhand unserer Daten nicht bestätigt werden.

Sozialstatus

Auch in Bezug auf den Sozialstatus der befragten Ehepaare lassen sich entsprechend der anderen Ergebnisse keine Unterschiede zwischen den Kontrastgruppen feststellen.

Religionszugehörigkeit

Einen Zusammenhang zwischen Religionszugehörigkeit und Scheidungsrisiko können wir anhand der vorliegenden Daten nicht bestätigen. Die Konfessionszugehörigkeit ist bezogen auf die beiden Ehepaar-Gruppen der (Noch-)Verheirateten und der Später-Getrennten kein signifikantes Kriterium.

Kinderzahl

Rund ein Drittel der Ehepaare, die sich innerhalb des Befragungszeitraums scheiden ließen, hatte Kinder. Ähnlich ist das Verhältnis bei den (noch-) verheirateten Ehepaaren. Signifikante Aussagen zum Zusammenhang von Scheidungsrisiko und Kinderzahl lassen sich daraus nicht ableiten.

Zusammenfassung:

Insgesamt leisten sozialstrukturelle Faktoren bei der Bestimmung des Scheidungsrisikos kaum einen Beitrag. Anhand unserer Daten können wir das Ergebnis von Diekmann und Klein (1991) nicht bestätigen, die davon ausgingen, daß z.B. ein steigendes Ausbildungsniveau, das (höhere) Alter der Eheschließung bzw. u.a. die katholische Religionszugehörigkeit risikomindernde Faktoren darstellen. Auch Überlegungen in Bezug auf ein höheres Scheidungsrisiko im Sinne eines „Unabhängigkeitseffektes“ von Frauen lassen sich aufgrund der sozialstrukturellen Daten nicht bestätigen: weder die Bildung, der soziale Status noch das persönliche Nettoeinkommen lassen hier Unterschiede erkennen. Hinsichtlich der Endogamie in Partnerschaften, so ein Fazit, läßt sich insgesamt kein Zusammenhang mit dem Ehescheidungsrisiko ausmachen.

3.2 PARTNERSCHAFT

Bisherige Studien verweisen darauf, daß die Partnerschaftsbiographie das Scheidungsrisiko beeinflussen kann. Diekmann leitet aus seinen Ergebnissen die These ab, daß das Scheidungsrisiko mit zunehmender ***vorehelicher Dauer der Partnerschaft*** abnimmt, da der Bestand an Erfahrungsmerkmalen korrespondierend dazu ansteigt und somit Enttäuschung in der Partnerschaft unwahrscheinlicher werden. Diese These können wir anhand unserer Daten tendenziell bestätigen. Zwar zeigen sich keine Unterschiede in der Frage, ob die Paare vor der Heirat im Rahmen einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zusammen

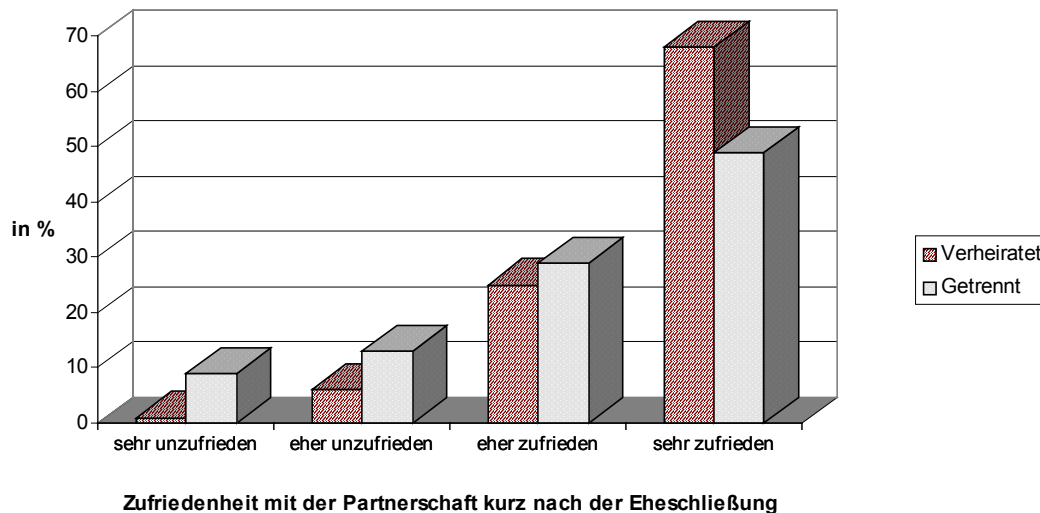
gewohnt haben, aber in der Dauer der Beziehung vor der Eheschließung unterscheiden sich getrennte Paare und stabile Ehen signifikant. Immerhin ein Fünftel der Paare, die sich getrennt haben, kannten sich vor der Heirat höchstens ein Jahr. Bei der Kontrollgruppe wies nur jedes zehnte Paar eine derartig kurze voreheliche Beziehungsdauer auf. Die voreheliche Partnerschaftsdauer hat jedoch keinen Einfluß darauf, zu welchem Zeitpunkt nach der Eheschließung sich die Paare trennen.

Keine Unterschiede ließen sich in der Erfahrung mit *vorherigen Partnerschaften* feststellen: unabhängig vom weiteren Partnerschaftsverlauf hatten gut die Hälfte der Ehepartner bereits vorherige Partnerschaften, während für die andere Hälfte die erste feste Partnerschaft auch in die Ehe mündete.

Die Eheschließung bedeutet für viele junge Paare auch heute noch eine besondere Situation, die sich auf das Paarklima in der Weise auswirkt, daß die meisten Paare übereinstimmend eine überaus hohe *Zufriedenheit mit ihrer Partnerschaft* angeben und sehr glücklich sind. Dies war so nicht unbedingt zu erwarten, da 80 Prozent vorher z.T. sehr lang als nichteheliche Lebensgemeinschaft in eheähnlichen Verhältnissen gelebt haben. Längsschnittanalysen nichtehelicher Lebensgemeinschaften zeigen jedoch, daß die Zufriedenheit mit der Partnerschaft nicht nur eine wichtige Voraussetzung für die Heirat ist, sondern, daß sie im Zuge der Eheschließung bzw. in der ersten Zeit nach der Ehe sogar noch zunimmt und der Akt der Hochzeit vielen Paaren scheinbar noch einen gewissen "Kick" gibt (Vaskovics/Rupp 1995: 119). Indikatoren für die Unzufriedenheit mit der Partnerschaft lassen sich für die getrennten Paare bereits kurz nach der Eheschließung ausmachen. Während von den stabilen Ehen 82 Prozent kurz nach der Eheschließung im siebten Himmel, d.h. vollkommen glücklich waren, traf dies nur für zwei Drittel der getrennten Paaren zu. Von letzteren waren schon zu diesem Zeitpunkt ein Viertel unglücklich und dachte bereits über eine Trennung vom Partner nach. Bei einem erheblichen Teil der Ehepaare, deren Beziehung im weiteren Eheverlauf auseinander brach, erfolgte demnach, sofern sie nicht schon relativ unzufrieden die Ehe eingingen, kurz nach der Heirat eine Ernüchterung. Vergleicht man die beiden Einschätzungen der Partner miteinander fällt auf, daß bei 13 Prozent der getrennten Paare kurz nach der Eheschließung zumindest ein Partner mit der Beziehung unzufrieden war, bei 14 Prozent waren es beide Partner. Hier drängt sich die Frage auf, warum diese Paare geheiratet haben.

Die folgende Abbildung zeigt die Zufriedenheit mit der Partnerschaft kurz nach der Eheschließung.

Abbildung 2: Zufriedenheit mit der Partnerschaft kurz nach der Eheschließung



QUELLE: Staatsinstitut für Familienforschung 1996

Der Anlaß einer Eheschließung ist in Deutschland eng mit dem Übergang zur Elternschaft verknüpft. Nachdem die Ehe auch heute noch stark auf ein Leben mit Kind/ern fokussiert ist, heiratet die Mehrheit der jungen Paare dementsprechend auch kindorientiert. Da die Eheschließung jedoch zunehmend zu einer Option unter anderen geworden ist, heiraten auch junge Leute, ohne einen konkreten Kinderwunsch zu haben und insgesamt ist der Entschluß für oder gegen Heirat häufig durch ein diffuses Gemenge von Ambivalenzen und Idealvorstellungen gekennzeichnet. Traditionelle und individualisierte, rationale und spontane, emotionale und instrumentelle Motive und Aspekte bestimmen den Weg zum 'Ja' oder 'Nein' zur Ehe (Schneider 1991: 57 ff). Soweit die *Heiratsmotive* im Rahmen des Bamberger Ehepaar-Panels mit einer standardisierten Befragung erfaßt werden konnten, zeigen sich in diesem Gemenge von Beweggründen und Entscheidungsstrategien nur wenig Unterschiede zwischen stabilen Ehepaaren und getrennten Paaren. Erstere geben etwas häufiger traditionelle Gründe an, in denen auch ihre starke Familienorientierung bereits zum Ausdruck kommt, d.h. neben der von ca. 90 Prozent aller Befragten genannten 'Grundvoraussetzung' der gegenseitigen Liebe, stehen hier der Wunsch nach Sicherheit und Geborgenheit (70 Prozent) sowie das Streben nach einem "richtigen Familienleben" (68 Prozent) im Mittelpunkt. Getrennte Paare, heirateten dagegen etwas seltener aus solchen traditionellen Motiven. Zwar ist auch bei ihnen die Liebe die selbstverständliche Voraussetzung für die Eheschließung, es spielt jedoch, im Gegensatz zu den stabilen Ehen, der Kinderwunsch und der Wunsch, Kindern Nachteile zu ersparen, nur eine untergeordnete Rolle. Darüber hinaus zeigt sich ein signifikanter Unterschied, allerdings nur bei den Männern: sie führen häufiger instrumentelle Gründe an, d.h. für sie waren stärker finanzielle Motive ausschlaggebend für die Eheschließung.

Auch bei den *Eheerwartungen*, d.h. Vorstellungen, die die Ehepartner mit der Institution Ehe verbinden, finden wir nur sehr geringe Unterschiede zwischen Paaren, die sich getrennt haben und der Kontrollgruppe. Lediglich die Frauen aus getrennten Ehen legen mehr Wert auf Individualität, d.h. der Anspruch auf eigenen Freiraum und Selbstentfaltung ist bei ihnen

höher ausgeprägt und gegenseitige Treue wird von ihnen weniger wichtig beurteilt als dies bei den anderen Ehefrauen der Fall ist. Wir überprüften auch anhand der Angaben beider Partner, ob differierende Eheerwartungen vorlagen, fanden aber bei den getrennten Ehepaaren den gleichen Grad an Übereinstimmung wie bei den stabil gebliebenen Ehen. Wiederum sehr deutliche Unterschiede zeigen sich bei der **Scheidungsbereitschaft**, jedoch nur für die Frauen. Die Bereitschaft, die Ehe aufzulösen, ist bei Frauen aus getrennten Ehen bereits kurz nach der Eheschließung signifikant höher: zwei Drittel von ihnen, aber nur die Hälfte der Frauen aus stabilen Ehen schlossen zum damaligen Zeitpunkt eine Scheidung bei großen Eheproblemen nicht aus. Für letztere Gruppe hatte die Ehe kurz nach der Heirat eine größere Verbindlichkeit: nur knapp ein Viertel von ihnen stimmte dem Item zu "für mich bedeutet die Ehe nicht unbedingt eine lebenslange Bindung". Der wesentlich höhere Zustimmungsanteil der Frauen aus getrennten Ehen (38 Prozent) signalisiert wiederum die höhere Bereitschaft, eine unglückliche Ehe aufzulösen. Bei den Männern ließen sich dagegen keine signifikante Unterschiede diesbezüglich feststellen.

3.3 TRANSMISSIONSHYPOTHESE

In einigen Studien wird die Möglichkeit einer intergenerationalen Transmission des Scheidungsrisikos diskutiert. Auch unsere Analysen bestätigen entsprechende Vermutungen. Aufgrund unserer Daten ist von einem Zusammenhang zwischen höherem Scheidungsrisiko der eigenen Partnerschaft und belastenden Erfahrungen in der Herkunftsfamilie auszugehen.

Stammt mindestens ein Ehepartner aus einer Scheidungsfamilie, so läßt sich ein wesentlich höheres Scheidungsrisiko in der eigenen Ehe prognostizieren. Auch Diekmann und Engelhardt konnten diesen Zusammenhang anhand der Daten des DJI-Familiensurveys belegen. (1994, 220).

Die Herkunftsfamilie

Eine Analyse von Indikatoren der Herkunftsfamilie für beide Kontrastgruppen zeigt insbesondere folgende Unterschiede:

1. Tendenziell schätzen mehr Befragte, deren eigene Ehe später geschieden wurde, ihr Verhältnis zur Mutter und zum Vater während der Kindheit jeweils als schlecht ein.
2. Zudem verließen die später Getrennten im Mittel tendenziell früher ihr Elternhaus.
3. Im Mittel ist die Religiosität der Herkunftsfamilie bei den später Getrennten geringer.

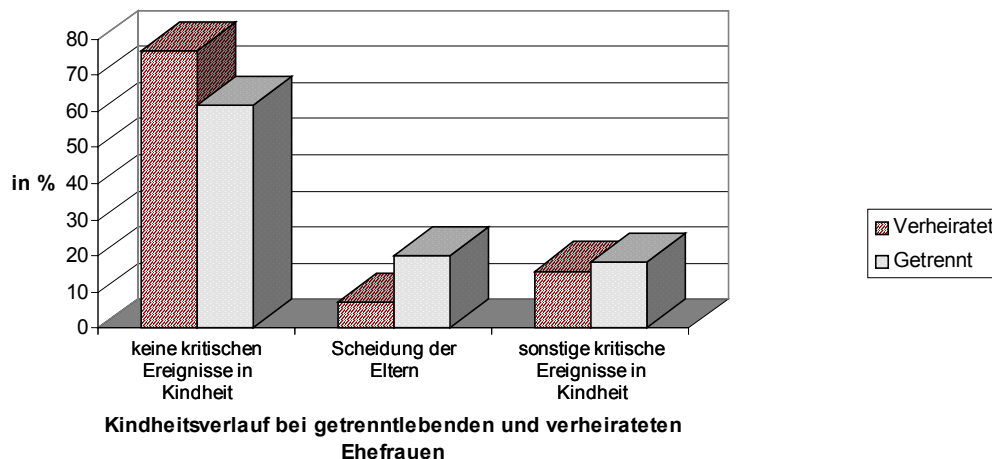
Scheidung in der Herkunftsfamilie

Von den Befragten, deren eigene Ehe später gescheitert ist, geben signifikant mehr an, auch die Ehe ihrer Eltern sei geschieden worden. Analysen des DJI-Familiensurveys zeigen ein vergleichbares Ergebnis. Nicht die Unvollständigkeit der Familie, sondern das Ereignis „Scheidung“ sei entscheidend für den Anstieg des Ehescheidungsrisikos in der eigenen Partnerschaft (vgl. Diekmann und Engelhardt 1995). Interessant ist jedoch, daß bei den

später getrennten Befragten in der Herkunftsfamilie auch andere kritische Ereignisse (Krankheit der Eltern, Tod etc.) signifikant häufiger auftraten.

Entsprechende **geschlechtsspezifische Unterschiede**, die Diekmann und Engelhardt konstatierten, konnten unsere Analysen bestätigen - allerdings mit anderem Inhalt. Insbesondere bei **Frauen** lassen unsere Ergebnisse einen Transmissionseffekt vermuten. Frauen aus gescheiterten Partnerschaften geben signifikant häufiger eine Scheidung ihrer Eltern an. Dies verdeutlicht die folgende Abbildung.

Abbildung 3: Vergleich des Kindheitsverlaufs bei getrennten und verheirateten Frauen



QUELLE: Staatsinstitut für Familienforschung 1996

Keinen Einfluß scheint die Scheidung der Eltern in der Herkunftsfamilie auf die **Zufriedenheit in der eigenen Ehe** zu haben. Für die Zufriedenheit sind offenbar aktuelle und partnerabhängige Ereignisse von größerer Bedeutung als Ereignisse in der Kindheit.

Vorbildfunktion der Eltern

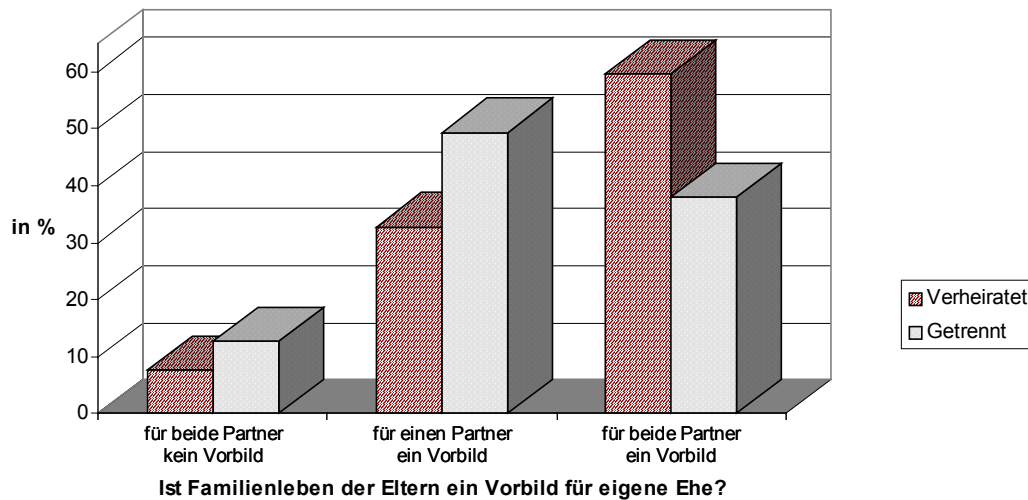
Insgesamt sehen beide Kontrastgruppen im Familienleben der eigenen Eltern **überwiegend kein Vorbild**.

Bei Befragten, deren eigene Ehe gescheitert ist, ist diese Haltung jedoch signifikant ausgeprägter. Rund zwei Drittel der Getrennten geben an, das Familienleben der Eltern sei für sie gar nicht oder nur in wenigen Bereichen als Vorbild geeignet.

Bei den (Noch-)Verheirateten geben dies knapp die Hälfte an.

Interessant ist hier ein **Vergleich der Antworten beider Ehepartner**. Es zeigt sich, daß in getrennten Ehen tendenziell weniger häufig beide Partner angeben, das Familienleben der eigenen Eltern sei ein Vorbild für die Gestaltung der eigenen Beziehung. Bei rund 60 Prozent der Verheirateten geben beide Partner die Ehe der Eltern als Vorbild an, bei den Getrennten sind es 42 Prozent. Entsprechend geben bei den Verheirateten tendenziell seltener beide Partner an, die elterliche Ehe sei kein Vorbild (8 Prozent), bei den Getrennten geben dies in 13 Prozent aller Partnerschaften beide Partner an. Bei knapp der Hälfte der getrennten Ehepaare (46 Prozent) nimmt nur ein Partner von beiden die Ehe der Eltern als Vorbild, bei den Verheirateten ist dies lediglich bei einem Drittel der Fall.

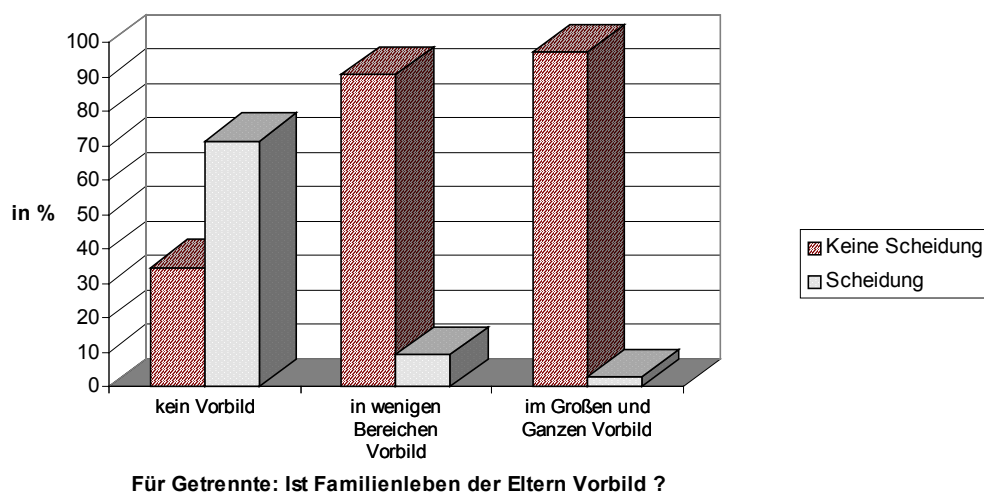
Abbildung 4: Ist das Familienleben der Eltern ein Vorbild für die eigene Ehe?
Vergleich auf Paarebene



QUELLE: Staatsinstitut für Familienforschung 1996

Ausschlaggebend dafür, ob das Familienleben der Eltern als Vorbild genommen wird, ist in beiden Kontrastgruppen insbesondere ein kritisches Lebensereignis: die Ehescheidung der Eltern in der Herkunftsfamilie. Von den verheirateten und den getrennten Befragten, die das elterliche Familienleben gar nicht als Vorbild ansehen, ließen sich in beiden Gruppen jeweils zu rund 70 Prozent die Eltern scheiden. Insgesamt ist die Verteilung zwischen den beiden Kontrastgruppen hier sehr ähnlich. Trotz der Scheidung der Eltern geben nur rund 2 Prozent an, das Familienleben der Eltern diene ihnen im großen und ganzen als Vorbild

Abbildung 5: Für Geschiedene Befragte: Ist Familienleben der Eltern ein Vorbild? nach Scheidung in Herkunftsfamilie



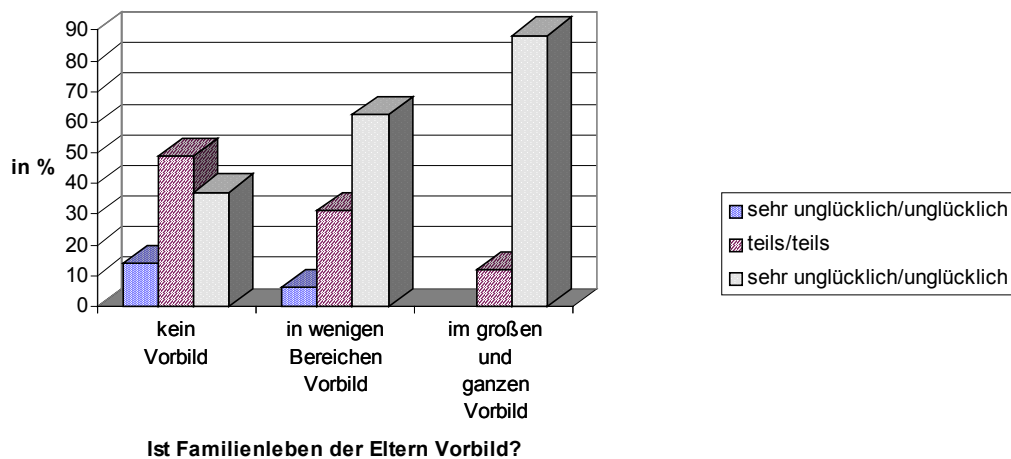
QUELLE: Staatsinstitut für Familienforschung 1996

Die subjektive Gesamteinschätzung der Kindheit steht bei Befragten in beiden Kontrollgruppen im Zusammenhang damit, ob sie das Familienleben der Eltern als Vorbild gelten

lassen. Insgesamt ähneln sie die Verteilungen beider Kontrastgruppen. Sowohl bei den verheirateten als auch den getrennten Befragten besteht die Neigung, das elterliche Familienleben im großen und ganzen eher als Vorbild zu nehmen, wenn die eigene Kindheit als glücklich und sehr glücklich erlebt wurde und umgekehrt.

Tendenziell ist dieser Zusammenhang bei den verheirateten Befragten stärker: von den Verheirateten, die das Familienleben ihrer Eltern im großen und ganzen als Vorbild nehmen, gaben fast alle an, (98 Prozent), eine glückliche und sehr glückliche Kindheit verlebt zu haben, bei den Getrennten sind es 86 Prozent. Kein Vorbild in den Eltern sehen in beiden Gruppen insbesondere jene, die ihre Kindheit mit „teils-teils“ umschreiben.

*Abbildung 6: Für getrenntlebende Befragte: Ist Familienleben der Eltern ein Vorbild?
nach subjektiver Gesamteinschätzung der Kindheit*

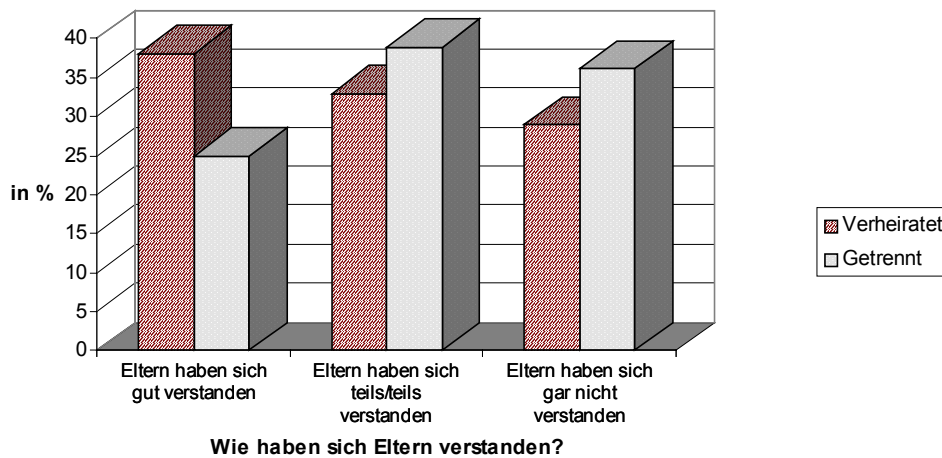


QUELLE: Staatsinstitut für Familienforschung 1996

Unsere Analysen zeigen, daß in beiden Kontrollgruppen zudem ein signifikanter Zusammenhang besteht zwischen der Einschätzung, wie sich die eigenen Eltern verstanden haben und der Einschätzung, ob das Familienleben der Eltern als Vorbild dienen könne. Insgesamt ähneln sich die Ergebnisse beider Kontrollgruppen. Von allen die angeben, ihre Eltern hätten sich nicht gut verstanden, nimmt jeweils die Hälfte die Eltern gar nicht zum Vorbild und ein weiteres Viertel nimmt sie nur in wenigen Bereichen zum Vorbild.

Von den **Verheirateten**, die im elterlichen Familienleben kein Vorbild sehen, geben 38 Prozent an, ihre Eltern hätten sich gut verstanden, bei den Getrennten sind es 25 Prozent. Von den **Getrennten**, die im elterlichen Familienleben kein Vorbild sehen, geben 36 Prozent an, die Eltern hätten sich nicht verstanden, bei den Verheirateten sind es mit 28 Prozent tendenziell weniger.

Abbildung 7: Verheiratete und Getrenntlebende, deren elterliches Familienleben **kein Vorbild** darstellt, danach, wie sich Eltern verstanden haben



QUELLE: Staatsinstitut für Familienforschung 1996

Interessant ist zudem der Zusammenhang zwischen der Einschätzung des elterlichen Familienlebens und der eigenen Scheidungsbereitschaft, falls die Ehe nicht glücklich verlaufen sollte. Befragte in (noch-) stabilen Partnerschaften äußern signifikant häufiger eine höhere Scheidungsbereitschaft für die eigene Ehe, wenn das Familienleben der Eltern nicht als Vorbild gesehen wird. Umgekehrt sinkt die Scheidungsbereitschaft bei Befragten, die das Familienleben der eigenen Eltern im „großen und ganzen“ als Vorbild betrachten.

Offensichtlich schätzen sich Personen, die die Ehe und das Familienleben der Eltern eher ablehnend beurteilen, eher so ein, daß sie selbst bereit sind, die Konsequenzen zu ziehen und eine eigene Partnerschaft, die unbefriedigend verläuft, eher beenden. Dies gilt sowohl für Frauen als auch für Männer in stabilen Partnerschaften.

Für die Gruppe der bereits Getrenntlebenden gilt der gleiche Zusammenhang, wobei hier generell eine höhere Scheidungsbereitschaft zu verzeichnen ist (vgl. auch Kapitel 3.4).

Glückliche Kindheit?

Hatten in getrennten Partnerschaften mehr Partner nach eigener Einschätzung insgesamt eine „unglückliche Kindheit“?

Bei dieser Frage läßt sich anhand unserer Daten kein signifikanter Zusammenhang feststellen. Insgesamt zeigt sich, daß in beiden Kontrastgruppen beide Partner zu über 80 Prozent angeben, eine „glückliche Kindheit“ verlebt zu haben. Subjektive Erlebnisse, die sich auf die Einschätzung der Qualität der Kindheit auswirken, haben - sofern es sich nicht um die Erfahrung der elterlichen Scheidung handelt - für die Bestimmung des Scheidungsrisikos keine Bedeutung. Allerdings wäre denkbar, daß sich entsprechende Erfahrungen auf die generellen Einstellungen auswirken und z. B. in Zusammenhang zur Reduzierung der Familienorientierung stehen (vgl. Kapitel 3.4.).

Scheidungsanfällige Einzelkinder?

Unsere Analysen können keinen signifikanten Zusammenhang zwischen Scheidungsrisiko und der Kinderzahl in der Herkunftsfamilie bestätigen. Vereinzelt hatten Studien gezeigt, daß - unabhängig vom Geschlecht - bei Einzelkindern in der späteren Ehe mit einem höheren Scheidungsrisiko gerechnet werden muß (vgl. Diekmann und Engelhardt 1995).

Unsere Daten zeigen keinen signifikanten Zusammenhang von Scheidungsrisiko und dem Vorhandensein von Geschwistern in der Herkunftsfamilie. Dies gilt sowohl für die Analyse auf Individualniveau als auch auf Paarniveau. Auch hier lassen sich keine Unterschiede bestätigen z.B. derart, daß bei getrennten Paaren beide Partner häufiger Einzelkind waren etc. Diese These kann aufgrund der Ergebnisse unserer Daten falsifiziert werden.

Insgesamt keine Unterschiede lassen sich im Vergleich der beiden Kontrastgruppen z.B. bei der Analyse des Einflusses Wohnortes während der Kindheit (ländliches Gebiet etc.) feststellen.

3.4 EINSTELLUNGEN UND LEBENSORIENTIERUNGEN

Bereits in den traditionellen "prediction studies" wurde versucht, mittels der Hypothese "je ähnlicher die Partner, desto größer ist die Ehezufriedenheit", Ehestabilität u.a. auch durch Homogamie in der Partnerschaft zu erklären. Nachdem, wie oben aufgezeigt, soziodemographische Merkmale kaum eine Erklärungskraft haben, d.h. die Stabilität einer Ehe sich nach unseren Daten als weitgehend unabhängig von der Endogamie der Partner erweist, wollen wir im folgenden untersuchen, inwieweit unterschiedliche Einstellungen und Lebensorientierungen einen Einfluß auf die Dauer von Ehen haben.

Im Rahmen des Bamberger Ehepaar-Panels wurden Einstellungen und Lebensorientierungen auf zwei Wegen erfaßt. Zunächst wurden anhand der Wichtigkeit bestimmter Lebensbereiche die allgemeine Präferenzstruktur abgebildet. Dazu sollten die Befragten auf einer Liste von 11 verschiedenen Lebensbereichen (Familie, Beruf, Freizeit, Wohlstand u. Konsum, Partnerschaft, Zuhause, Religion, Freunde u. Bekannte, Verwandtschaft, Politik, Nachbarschaft) angeben, wie wichtig ihnen diese Lebensbereiche sind. Zusätzlich wurden mittels mehrerer umfangreicher Skalen differenziert Einstellungen und Werthaltungen zu den Lebensbereichen Familie und Kinder, Beruf und Karriere, Freizeit, Lebensstandard und Konsum erfaßt, die sich auch auf der Verhaltensebene auswirken (zu methodischen Einzelheiten vgl. Schneewind/Vaskovics 1992, 84 f.)

Unsere Analysen zeigen, daß insgesamt eine **sehr hohe Homogamie** bezüglich dieser Orientierungen bei den Paaren im Bamberger Ehepaar-Panel vorliegt. Weitgehend unabhängig davon, ob sich die Ehepaare im Beobachtungszeitraum getrennt haben oder nicht, stimmen bei 60 bis 70 Prozent (je nach Bereich) der Paare die Angaben der Ehepartner zu ihren Einstellungen überein.

Die geringe Varianz in der Homogamie führte, verbunden mit der geringen Fallzahl der getrennten Paare, zu erheblichen methodischen Problemen im Vergleich der beiden Gruppen, so daß in der Regel nur bivariate Analysen durchführbar waren.

Heterogamie konnten wir für zwei Bereiche nachweisen. Vergleicht man die Einstellungen der beiden Partner miteinander, so zeigt sich zum einen bezüglich des **Kinderwunsches eine höhere Heterogenität bei den getrennten Paaren**: Der Anteil an Paaren, bei denen ein Partner Kinder haben will und der andere nicht bzw. noch unentschlossen ist, ist bei den Getrennten mit 15 Prozent signifikant höher als in der Vergleichsgruppe (10 Prozent). Bei dieser Gruppe könnte ein, bereits kurz nach der Eheschließung, differierender Kinderwunsch der Auslöser für die spätere Trennung gewesen sein.

Der zweite Unterschied, der wesentlich deutlicher zum Vorschein kommt, liegt in der **beruflichen Aufstiegsorientierung**: hier sind getrennte Paare deutlich weniger homogam als stabile Ehen. Während bei verheirateten Paaren in der Regel der Mann höhere berufliche Aufstiegsaspirationen als die Frau aufweist, ist dieses Verhältnis bei den getrennten Paaren anders: hier finden sich sowohl deutlich mehr Paare, in denen beide Partner berufliche Karriere machen wollen, als auch Frauen, deren Karriereambition höher ist als die ihrer Ehemänner. Insgesamt waren 29 Prozent der Frauen aus getrennten Ehen kurz nach der Eheschließung stark karriereorientiert. Dieser Anteil ist in der Vergleichsgruppe mit 15 Prozent deutlich niedriger. Die starke Karriereorientierung dieser Frauen geht einher mit einer erhöhten Scheidungsbereitschaft, d.h. Frauen, die stark nach beruflichen Aufstieg streben, sind eher bereit eine Partnerschaft aufzulösen, wenn sie sich nicht mehr als tragfähig erweist. Für die Männer zeigen sich hier keine signifikanten Zusammenhänge.

Diese Ergebnisse können insgesamt als Hinweis darauf gedeutet werden, daß die Konstellation "geringe Karriereambition beim Mann" und "hohes Karrierestreben bei der Frau" eine erhöhtes Trennungsrisiko beinhaltet. Ansonsten fanden wir keine signifikanten Unterschiede in der Homogamie getrennter Paare im Vergleich zu verheirateten Paaren.

Diese eher wenig ergiebigen Resultate aus dem **Paarvergleich** basieren möglicherweise auf methodischen Mängeln der zugrundeliegenden Studie, die in einem anderen Kontext entstanden ist. Daher verglichen wir in einem nächsten Schritt auf der **Individualebene** die Lebensorientierungen zwischen Befragten, die sich getrennt haben und denen, deren Ehe im Beobachtungszeitraum nicht aufgelöst wurde. Dabei wurden weitere signifikante Unterschiede sichtbar. Auffallend ist, daß Getrennte deutlich weniger familienorientiert sind. Der Kinderwunsch von Personen aus getrennten Ehen ist niedriger und auch die zeitliche Distanz zur Elternschaft war kurz nach der Eheschließung größer, d.h. der Übergang zur Elternschaft lag zum damaligen Zeitpunkt für viele von ihnen noch in weiter Ferne. Unterschiedlich sind auch die Einstellungen zu Kindern, die im Bamberger Ehepaar-Panel mit dem "Value of children" (VOC)-Ansatz gemessen wurden, der ein international anerkanntes Meßinstrument zur Bestimmung der Nutzenerwartung in Bezug auf Kinder und die daraus resultierenden Auswirkungen auf die Motivation des generativen Verhaltens ist. Für Getrennte bedeuten Kinder weniger Glück und Erfüllung sondern werden häufiger mit Sorgen und Problemen in Verbindung gebracht.

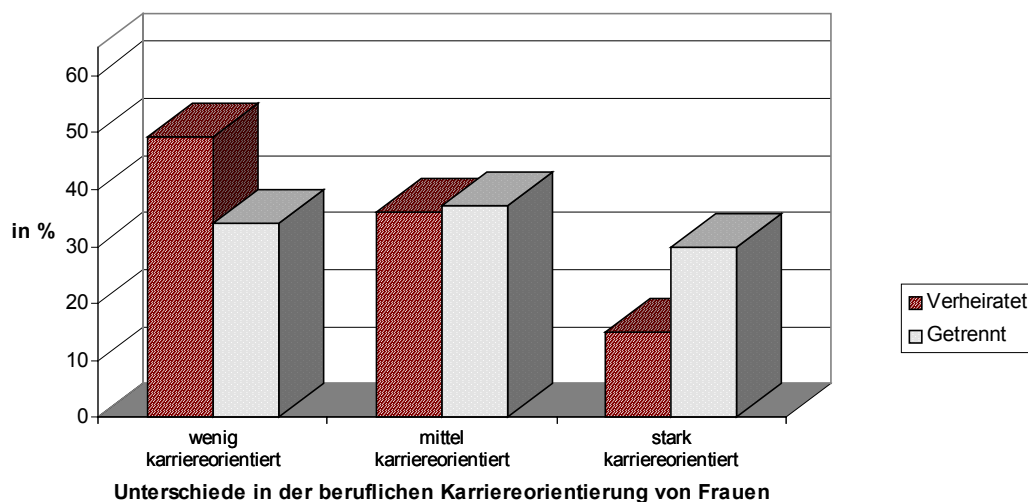
Als wichtiger Indikator für die Familienorientierung erwies sich auch die Vereinbarkeit von Familie und Freizeit. Während verheiratete Paare kurz nach der Eheschließung nur wenig

Probleme darin sahen, ihre Freizeitgestaltung und ein Familienleben zukünftig unter einen Hut zu bekommen, beurteilten insbesondere die Männer aus später getrennten Ehen dies tendenziell skeptischer. Sie antizipierten vermehrt Einschränkungen ihrer Freizeit mit dem Übergang zur Elternschaft. Dies liegt insbesondere daran, daß sie deutlich freizeitorientierter sind, als Männer aus verheirateten Ehen, d.h. sie messen dem Bereich Freizeit eine höhere Bedeutung bei. Ebenfalls geschlechtsspezifische Unterschiede zeigten sich für die Konsumorientierung und die berufliche Aufstiegsorientierung. Frauen aus getrennten Ehen hatten - wie beschrieben -

- eine höhere Konsumorientierung und
- eine höhere Karriereorientierung.

Die folgende Grafik zeigt die berufliche Karriereorientierung für Frauen beider Teilgruppen im Vergleich.

Abbildung 8: Berufliche Karriereorientierung von Frauen



QUELLE: Staatsinstitut für Familienforschung 1996

Die stärksten Unterschiede im Einstellungsbereich zeigen sich im Verhältnis zu Religion und Kirche. Bei getrennten Paaren haben beide Partner zu Religion und Kirche ein weitaus distanzierteres Verhältnis, religiöse Werte spielen in ihrem Leben nur eine untergeordnete Rolle und sie gehen seltener in die Kirche. Bei 40 Prozent der Getrennten spielen religiöse Überzeugungen keine Rolle für ihre Lebensgestaltung, bei den noch stabilen Ehepartnern geben dies 25 Prozent an.

Zudem geben doppelt so viele Befragte aus noch stabilen Partnerschaften an, sich der Kirche stark verbunden zu fühlen. Knapp die Hälfte der Getrennten fühlt sich der Kirche überhaupt nicht verbunden, bei der Kontrollgruppe gibt dies ein knappes Drittel der Befragten an.

Zusammengefaßt zeigt sich bei der Frage, inwieweit die Ehestabilität durch Einstellungen und Werthaltungen der Ehepartner beeinflusst wird, daß die Homogamie bei getrennten

Paaren in ähnlich hohem Maße ausgeprägt ist, wie bei stabilen Ehen. Während letztere jedoch eine ausgesprochen hohe Familienorientierung aufweisen, sind getrennte Paare eben nicht in diesem Maße familienorientiert sondern häufiger freizeit- und konsumorientiert, wobei ersteres tendenziell häufiger bei Männern zu finden ist und zweites verstärkt für die Frauen aus getrennten Ehen zutrifft. Eine Ausnahme bildet die berufliche Aufstiegsorientierung, die bei den Frauen aus getrennten Ehen auffallend hoch ist und zudem häufig höher ist, als die ihrer Männer, während diese Konstellation bei der Kontrollgruppe kaum vorkommt. Nachdem die Trennungsfälle im Rahmen des Bamberger Ehepaar-Panels nicht weiter befragt wurden, kann leider nichts über die Entwicklung der Homogamie im weiteren Eheverlauf bis zur Trennung berichtet werden. Wir vermuten aufgrund dieser Ergebnisse, daß bei einem Teil der getrennten Paare unterschiedliche persönliche Entwicklungen dazu geführt haben, daß sich die Einstellungen mit zunehmender Ehedauer in Richtung "Auseinanderleben" verändert haben, so daß es aufgrund einer fehlenden gemeinsamen Zukunftsperspektive zu einer Trennung gekommen ist. Basis für diese Hypothese sind die Antworten zu den Trennungsgründen, in denen dieser Grund häufig angegeben wurde, sie ist jedoch mit dem uns vorliegenden Datenmaterial nicht überprüfbar.

IV. Zusammenfassung und Ausblick

Im folgenden stellen wir die Ergebnisse unserer Analysen des Bamberger Ehepaar-Panels noch einmal im Überblick dar und skizzieren methodische und inhaltliche Restriktionen.

Was charakterisiert getrennte Paare?

Bezogen auf Einstellungen weisen verheiratete und getrennte Paare insgesamt eine sehr hohe Homogamie auf. **Heterogamie** konnten wir für zwei Bereiche nachweisen

- Vergleicht man die Einstellungen der beiden Partner miteinander, so zeigt sich zum einen bezüglich des **Kinderwunsches eine höhere Heterogenität bei den getrennten Paaren**: Der Anteil an Paaren, bei denen ein Partner Kinder haben will und der andere nicht bzw. noch unentschieden ist, ist bei den Getrennten fast doppelt so hoch wie in der Vergleichsgruppe. Bei dieser Gruppe könnte ein, bereits kurz nach der Eheschließung, differierender Kinderwunsch der Auslöser für die spätere Trennung gewesen sein.
- Der zweite signifikante Unterschied liegt in der **beruflichen Aufstiegsorientierung**: hier sind getrennte Paare deutlich weniger homogam als stabile Ehen. Während bei verheirateten Paaren in der Regel der Mann eine höhere berufliche Aufstiegsaspiration als die Frau aufweist, ist dieses Verhältnis bei den getrennten Paaren anders: hier finden sich sowohl deutlich mehr Paare, in denen beide Partner berufliche Karriere machen wollen, als auch Frauen, deren Karriereambition höher ist als die ihrer Ehemänner.

Bezogen auf die **Individualebene** von Getrennten ergaben sich folgende Unterschiede:

- Von den Befragten, deren eigene Ehe später gescheitert ist, geben signifikant mehr an, auch die Ehe ihrer Eltern sei geschieden worden. Außerdem traten bei den später getrennten Befragten in der Herkunftsfamilie auch andere kritische Ereignisse (Krankheit der Eltern, Tod etc.) signifikant häufiger auf.
- Die Ehe und das Familienleben der Eltern wird signifikant häufiger nicht als Vorbild angesehen. Von den Getrennten, die das elterliche Familienleben als Vorbild ablehnen, geben mehr an, die Eltern hätten sich nicht verstanden. Zudem besteht hier ein Zusammenhang mit der Scheidungsbereitschaft: Getrennte, die in der Herkunftsfamilie kein Vorbild sehen, zeigten die größte Scheidungsbereitschaft. Offensichtlich schätzen sich Personen, die die Ehe und das Familienleben der Eltern eher ablehnend beurteilen, eher so ein, daß sie selbst bereit sind, die Konsequenzen zu ziehen und eine eigene Partnerschaft, die unbefriedigend verläuft, zu beenden.
- Getrennte sind zudem deutlich weniger familienorientiert. Der Kinderwunsch von Personen aus getrennten Ehen ist geringer und auch die zeitliche Distanz zur Elternschaft war kurz nach der Eheschließung größer, d.h. der Übergang zur Elternschaft lag zum Zeitpunkt der Eheschließung für viele von ihnen noch in weiter Ferne.
- Unterschiedlich sind auch die Einstellungen zu Kindern, die im Bamberger Ehepaar-Panel mit dem "Value of children" (VOC)-Ansatz gemessen wurden, der ein international anerkanntes Meßinstrument zur Bestimmung der Nutzenerwartung in Bezug auf Kinder und die daraus resultierenden Auswirkungen auf die Motivation des generativen

Verhaltens ist. Für Getrennte bedeuten Kinder weniger Glück und Erfüllung sondern werden häufiger mit Sorgen und Problemen in Verbindung gebracht.

- Bei getrennten Paaren haben beide Partner zu Religion und Kirche ein weitaus distanzierteres Verhältnis, was sich auch darin ausdrückt, daß der Anteil an Konfessionslosen bei ihnen höher ist als bei den verheirateten Paaren. Religiöse Werte spielen in ihrem Leben nur eine untergeordnete Rolle, zudem gehen sie auch seltener in die Kirche.
- Stammt mindestens ein Ehepartner aus einer Scheidungsfamilie, so kann von einem wesentlich höherem Scheidungsrisiko in der eigenen Ehe ausgegangen werden.
- Tendenziell schätzen mehr Befragte, deren eigene Ehe später geschieden wurde, ihr Verhältnis zur Mutter und zum Vater während der Kindheit jeweils als schlecht ein.
- Die später Getrennten verließen im Mittel tendenziell früher ihr Elternhaus.

Geschlechtsspezifische Unterschiede getrennter Paare:

- Insbesondere bei **Frauen** lassen unsere Ergebnisse einen Transmissionseffekt aus der Herkunftsfamilie vermuten. Frauen aus gescheiterten Partnerschaften geben signifikant häufiger eine Scheidung ihrer Eltern an.
- Getrennte **Frauen** haben stärkere Karriereambitionen als Frauen in stabilen Partnerschaften
- Die starke Karriereorientierung dieser **Frauen** geht einher mit einer erhöhten Scheidungsbereitschaft, d.h. Frauen, die stark nach beruflichen Aufstieg streben, sind eher bereit eine Partnerschaft aufzulösen, wenn sie sich nicht mehr als tragfähig erweist. Für die Männer zeigen sich hier keine signifikanten Zusammenhänge.
- Geschlechtsspezifische Unterschiede zeigen sich auch für die Konsumorientierung: **Frauen** aus getrennten Ehen haben eine höhere Konsumorientierung als verheiratete Frauen.
- Als wichtiger Indikator für die Familienorientierung erweist sich auch die Vereinbarkeit von Familie und Freizeit. Während verheiratete Paare kurz nach der Eheschließung nur wenig Probleme darin sahen, ihre Freizeitgestaltung und ein Familienleben zukünftig unter einen Hut zu bekommen, beurteilten insbesondere die **Männer** aus getrennten Ehen dies tendenziell skeptischer. Sie antizipierten vermehrt Einschränkungen ihrer Freizeit mit dem Übergang zur Elternschaft. Dies liegt insbesondere daran, daß sie deutlich freizeitorientierter sind als Männer aus verheirateten Ehen, d.h. sie messen dem Bereich Freizeit eine höhere Bedeutung bei.

Insgesamt keinen Einfluß auf das Scheidungsrisiko konnten wir bei soziodemographischen Variablen wie Bildung, Berufsposition etc. feststellen.

Zusammenfassend läßt sich anhand unserer Ergebnisse feststellen, daß bereits kurz nach der Eheschließung auffällige Unterschiede bestehen zwischen Paaren, die sich in den ersten Ehejahren trennen und solchen, die sich nicht trennen. Die Differenzen zeigen sich nicht bei sozialstrukturellen Merkmalen, wohl aber in der Zufriedenheit mit der Partnerschaft, in den persönlichen Lebensbiographien, in der Herkunftsfamilie und den Lebensorientierungen der einzelnen, wobei wir bei letzterem eine höhere Heterogamie für getrennte Paare nachweisen konnten. Damit konnten wir unsere Ausgangsfrage, ob sich Konstellationen nachweisen lassen, die sich als besonders partnerschafts-gefährdend auswirken, zum Teil positiv beantworten.

Unsere Analysen machten jedoch auch deutlich, daß dieser Fragestellung mit den Daten des Bamberger Ehepaar-Panels nur sehr bedingt nachgegangen werden kann. Dies hat inhaltliche und methodische Gründe.

Zum einen war die Zielsetzung der zugrundeliegenden Studie primär nicht auf unsere Fragestellung ausgerichtet und die Befragung der getrennten Paare war eher ein Nebenprodukt. Daher fehlen zentrale, sich für unsere Zielsetzung als wichtig erwiesene Variablen wie z.B. die paarinterne Kommunikationsstruktur oder gegenseitige Ansprüche und Erwartungshaltungen zwischen den Ehepartnern. Das Fehlen dieser Dimensionen wirkte sich im Laufe der Auswertungen restriktiv auf die weiteren Analysestrategien und noch stärker auf die Interpretation der gefunden Ergebnisse aus. Dies soll anhand eines Beispiels illustriert werden. Wir wissen z.B., daß Frauen aus getrennten Ehen stark karriereorientiert sind, z.T. stärker als ihre Partner. Der Unterschied in dieser Hinsicht zu Ehepaaren, die sich nicht getrennt haben, kann jedoch nicht alleine das Scheitern der Partnerschaft erklären, da es durchaus vorstellbar ist, daß zwei karriereorientierte Menschen eine glückliche Ehe führen. Würde sich jedoch herausstellen, daß beispielsweise der Mann von seiner Frau eher eine Hausfrauen- oder Mutterrolle erwartet, welche sie wiederum aufgrund ihrer Berufsorientierung nicht bereit ist zu erfüllen, könnten wir fundiertere Aussagen über Risikofaktoren hinsichtlich einer Trennung treffen.

Der zweite Grund ist methodischer Art. Im Rahmen des Bamberger Ehepaar-Panels konnten nur 112 Personen aus insgesamt 78 Ehepaaren befragt werden, die sich im Lauf der ersten sechs Ehejahre getrennt haben. Von weiteren 35 Paaren konnten wir die Trennung oder Scheidung in Erfahrung bringen und die Angaben dieser Befragten in die retrospektive Analyse einbeziehen. Dies führt dazu, daß kaum Analysen möglich sind, die über bivariate Verfahren hinaus gehen, da die Fallzahlen in den Zellen derartig klein werden, daß keine statistisch abgesicherten Aussagen mehr möglich sind. Daher mußten wir auch auf unseren letzten geplanten Auswertungsschritt verzichten, innerhalb dessen wir die Faktoren, die eine Erklärungskraft besitzen, gegeneinander gewichten wollten, um herauszufinden, welcher Faktor die höchste Erklärungskraft hat. In diesem Sinne war die abschließende Zielsetzung, die Entwicklung eines Prädiktorenmodells, das eine gewisse Vorhersagekraft in Bezug auf Partnerschaftsverläufe gehabt hätte, nicht möglich. Wir mußten daher auf diesen Schritt verzichten.

Literaturverzeichnis

- BLANCK, RUBIN; BLANCK, GERTRUDE (1978): Ehe und seelische Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta
- BECK-GERNSHEIM, ELISABETH (1993): Scheidung und Scheidungsfolgen. Soziologische und psychologische Perspektiven. In: Herlth, Alois; Brunner, Ewald J.; Tyrell, Hartmann; Kriz, Jürgen (Hrsg.): Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft. Berlin: Springer, 159-174
- BERGER, PETER L.; KELLNER, H. (1965): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. In: *Soziale Welt*, 16, 3, 220-235
- BUMPASS, LARRY L.; SWEET, JAMES A. (1972): Differentials in Marital Instability: 1970. *American Sociology Review* 37, 754-766
- DIEKMANN, ANDREAS; ENGELHARDT, HENRIETTE (1995): Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos. Eine empirische Untersuchung der Transmissionshypothese mit dem deutschen Familiensurvey. 24, 3, Juni, 215-228
- DIEKMANN, ANDREAS (1994): Hat das steigende Ehescheidungsrisiko das berufliche Engagement von Frauen gefördert? In: *Soziale Welt*, 1, 83-97
- DIEKMANN, ANDREAS; KLEIN, THOMAS (1991): Bestimmungsgründe des Ehescheidungsrisikos. Eine empirische Untersuchung mit den Daten des sozioökonomischen Panels. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2, 271-290
- DIEKMANN, ANDREAS (1991): Mathematische Modelle des Heiratsverhaltens und Ehescheidungsrisikos. In: Esser, Hartmut; Troitzsch, Klaus G. (Hrsg.): Modellierung sozialer Prozesse: neuere Ansätze und Überlegungen zur soziologischen Theoriebildung. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften, 589-620
- GIESECKE, DOROTHEA (1987): Erwerbsverhalten, Scheidungsrisiko und Wohlfahrtsniveau von Frauen. Hannover
- GOODE, W. J. (1960): Struktur der Familie, Köln
- GOODE, W. J. (1976): Soziologie der Familie, München
- GOTTMAN, JOHN MORDECHAI (1994): What predicts divorce? The relationship between marital processes and marital outcomes. Hillsdale, N.J.: Erlbaum
- HAHLWEG, KURT (1991): Störung und Auflösung von Beziehungen. Determinanten der Ehequalität und -stabilität. In: Amelang, Manfred; Ahrens, Hans-Joachim; Bierhoff, Hans Werner (Hrsg.): Partnerwahl und Partnerschaft. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen. 117-152
- HARTMANN, PETER H. (1989): Warum dauern Ehen nicht ewig? Eine Untersuchung zum Scheidungsrisiko und seinen Ursachen. Opladen: Westdeutscher Verlag
- HÖHN, CHARLOTTE (1988): Familienpolitische Implikationen des Familienzyklus-Konzepts. In: Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspau, Michael (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. (Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Bd. 3). Konstanz: Univ.-Verlag, 55-72
- HÖHN, CHARLOTTE (1980): Rechtliche und demographische Einflüsse auf die Entwicklung von Ehescheidungen seit 1946. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 6, 335-371
- KAPPE, DIETER (1986): Zur Ambivalenz von Ehescheidungen. Familiensoziologische Anmerkungen. In: *Gegenwartskunde*, 2, 169-182
- KLEIN-ALLERMANN, ELKE; SCHALLER, SYLVIA (1992): Scheidung - Ende oder Veränderung familialer Beziehungen? In: Hofer, Manfred u.a. (Hrsg.): Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch. Göttingen: Hogrefe, 266-288

- KLEIN, THOMAS (1992): Die Stabilität der zweiten Ehe. Besondere Risikopotentiale, Selektionseffekte und systematische Unterschiede. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 4, 221-237
- KÖNIG, RENE (HRSG.) (1976): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 7
- LOIDL, JOSEF (1985): Scheidung. Ursachen und Hintergründe: ein Beitrag zur Familiensoziologie mit einer Studie über Scheidungsgründe aus der Sicht von Rechtsanwälten. Wien: Böhlau
- MARBACH, JAN H. (1989): Soziale Netzwerke von Familien. Wer hat, dem wird gegeben. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Familienalltag. Frauensichten - Mönnersichten, Reinbek, 82-120
- MATTHIAS, HEIKE (1993): Warum Scheidung? Ergebnisse einer empirischen Studie zu den gesellschaftlichen Ursachen. In: *Sexualmedizin*, 3, 84-89
- MATTHIAS, HEIKE (1990): Scheidungsursachen im Wandel. Kurzbericht über das IFG-Forschungsprojekt „Ursachen von Ehescheidungen in der Bundesrepublik Deutschland“. In: *Frauenforschung*, 3, 8, 27-31
- MÜHLFELD, CLAUS (1982): Ehe und Familie
- MÜLLER-LUCKMANN, ELISABETH (1990): Lassen sich Trennungsrisiken voraussehen? In: *Sexualmedizin*, 12, 698-703
- MYERS, JANE E.; PERRIN, NOVELLA (1993): Grandparents affected by parentel divorce: A population at risk? In: *Journal of Counseling & Development*, Sept./Oct., 72, 62-67
- NAVE-HERZ, ROSEMARIE; DAUM-JABALLAH, MARITA; HAUSER, SYLVIA; MATTHIAS, HEIKE; SCHELLER, GITTA (1990): Scheidungsursachen im Wandel. Eine zeitgeschichtliche Analyse des Anstiegs der Ehescheidungen in der Bundesrepublik Deutschland. (IFG: Theorie und Praxis der Frauenforschung, Bd. 14). Bielefeld: Kleine
- NAVE-HERZ, ROSEMARIE (1989): Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Nave-Herz, Rosemarie; Markefka, Manfred (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Neuwied: Luchterhand, 211-222
- NAVE-HERZ, ROSEMARIE (1988): Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: dies. (Hrsg.): Wandel und Kontinuität in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke
- PEUCKERT, RÜDIGER (1991): Familienformen im sozialen Wandel. Opladen: Leske u. Budrich
- PEUCKERT, RÜDIGER (1989): Der soziale Wandel der Familienformen in der Bundesrepublik Deutschland seit der Nachkriegszeit. In: *Gegenwartskunde*, 2, 153-165
- RIEHL-EMDE, ASTRID; HÄNNY, G.; WILLI, JÜRG (1994): Was Paare zusammenhält. Empirische Untersuchung zu den Gründen für und gegen Trennung bei Paaren in fester Partnerschaft. In: *Psychotherapeut*, 39, 17-24
- ROSE, ALESSANDRA DE (1992): Socio-economic factors and family size as determinants of marital dissolution in Italy. In: *European Sociological Review*, 8, 1, May, 71-91
- ROTTLEUTHNER-LUTTER, MARGRET ((1989): Ehescheidung. In: Nave-Herz, Rosemarie; Markefka, Manfred (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Neuwied: Luchterhand, 607-623
- SCHITTENHELM, KATJA (1995): Warum gehen Beziehungen zu Ende? Trennungsgründe bei Ehepaaren und nichtehelichen Lebensgemeinschaften im Vergleich. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Bamberg
- SCHNABL, SIEGFRIED (1994): Tötet die Ehe die Lust? Pro und Kontra eine altehrwürdige Institution. In: *Sexualmedizin*, 7/8, 215-221
- SCHNEIDER, NORBERT F. (1990): Woran scheitern Partnerschaften? Subjektive Trennungsgründe und Belastungsfaktoren bei Ehepaaren und nichtehelichen Lebensgemeinschaften. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 19, 6, Dezember, 458-470

- TYRELL, HARTMANN (1988): Ehe und Familie - Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspaun, Michael (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. (Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Bd. 3). Konstanz: Univ.-Verlag, 145-156
- VASKOVICS, LASZLO A.; ROST, HARALD (1995): Junge Ehepaare in den alten und neuen Bundesländern. Ein Vergleich. In: Nauck, Bernhard; Schneider, Norbert F.; Tölke, Angelika (Hrsg.): Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch. Stuttgart: Enke, 137-153
- VASKOVICS, LASZLO A.; RUPP, MARINA (1995): Partnerschaftskarrieren. Entwicklungspfade nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag
- WAGNER, MICHAEL (1991): Sozialstruktur und Ehestabilität. In: Mayer, K.U/ Allmendinger, J./Huinink, J. (Hrsg.): Von Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt a. M., 359-384
- WILLI, JÜRIG (1991): Was hält Paare zusammen. Hamburg
- WINEBERG, HOWARD (1988): Duration between Marriage and First Birth and Marital Instability. In: *Social Biology*, 35, 1/2, 91-102

Abbildungsverzeichnis

<i>Abbildung 1: Ehedauer zum Zeitpunkt der Trennung.....</i>	<i>34</i>
<i>Abbildung 2: Zufriedenheit mit der Partnerschaft kurz nach der Eheschließung.....</i>	<i>39</i>
<i>Abbildung 3: Vergleich des Kindheitsverlaufs bei getrennten und verheirateten Frauen.....</i>	<i>41</i>
<i>Abbildung 4: Ist das Familienleben der Eltern ein Vorbild für die eigene Ehe?</i>	
<i>Vergleich auf Paarebene.....</i>	<i>42</i>
<i>Abbildung 5: Für Geschiedene Befragte:</i>	
<i>Ist Familienleben der Eltern ein Vorbild? nach Scheidung in Herkunftsfamilie.....</i>	<i>42</i>
<i>Abbildung 6: Für getrenntlebende Befragte: Ist Familienleben der Eltern ein Vorbild? nach subjektiver</i>	
<i>Gesamteinschätzung der Kindheit.....</i>	<i>43</i>
<i>Abbildung 7: Verheiratete und Getrenntlebende, deren elterliches Familienleben kein Vorbild darstellt, danach,</i>	
<i>wie sich Eltern verstanden haben.....</i>	<i>44</i>
<i>Abbildung 8: Berufliche Karriereorientierung von Frauen.....</i>	<i>47</i>

Inhaltsverzeichnis

	Seite
I. EINFÜHRUNG	7
<hr/>	
II. FORSCHUNGSSTAND	10
<hr/>	
1. ANSÄTZE DER SCHEIDUNGSFORSCHUNG - EIN ÜBERBLICK	10
2. PARTNERSCHAFTEN UND (K)EIN ENDE: DAS MODELL VON EHEQUALITÄT UND EHESTABILITÄT	14
3. SIND SCHEIDUNGEN VORHERSAGBAR? EIN ÜBERBLICK	14
4. SCHEIDUNGS-URSACHENFORSCHUNG IM ÜBERBLICK UND FORSCHUNGSFRAGEN	16
III. ERGEBNISSE	26
<hr/>	
1. BESCHREIBUNG DER STICHPROBE	26
1.1 Vorteil einer Partnerbefragung im Längsschnitt	26
1.2 Vergleich Ehe und nichteheliche Lebensgemeinschaften	27
2. VERGLEICH VON EHEN UND NICHTHEHELICHEN LEBENSGEMEINSCHAFTEN: EINFLUßFAKTOREN DER PARTNERSCHAFTSSTABILITÄT	28
2.1 Einführung und Problemstellung	28
2.2 Die Trennung von Ehepaaren und nichtehelichen Lebensgemeinschaften Ergebnisse im Überblick	28
3. EHEPAARE - EINFLUßFAKTOREN DER PARTNERSCHAFTSSTABILITÄT	34
3.1 Sozialstrukturelle Faktoren	35
3.2 Partnerschaft	37
3.3 Transmissionshypothese	40
3.4 Einstellungen und Lebensorientierungen	45
IV. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK	49
<hr/>	
LITERATURVERZEICHNIS	52
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	55